Leiden und Freuden

eines

Schulmeisters.

Von

Jeremias Gotthelf.

Bearbeitung des Verfassers für das Deutsche Volk.

Dritter Theil.

Berlin, 1848.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Leiden und Freuden

eines

Schulmeisters.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Der erste Winter im neuen Amte.

Diesmal klopfte mir das Herz, als meine Schule begann. Ich wußte nun, daß es einem fehlen könne in einer Schule, auch wenn man sich noch so geschickt glaubt; daß also das Gelingen in einer Schule nicht von der Geschicklichkeit des Lehrers allein, sondern von seinem Betragen, von der Art und Weise, wie er sich in und außer der Schule giebt, abhänge.

Daß meine Gelehrsamkeit nicht weit her sei und mein Unterricht selbst eine Stümperei, das sah ich noch nicht ein. Ich begriff noch immer nicht, wie man von einem Schulmeister verlangen könne, daß alle Kinder sollten rechnen und schreiben lernen, und noch viel weniger fiel mir ein, daß die Kinder lernen sollten, selbst Gedachtes auszudrücken, daß sonst das Schreiben ihnen nichts nütze. Ich begriff noch gar nicht, wie man eine Schule in Klassen abtheilen und so gar vieles möglich machen könne, was bei der alten Unordnung unmöglich schien. Als man anfing, eine ganze Klasse zusammen im Takt lesen zu lassen, zu furchtbarem Ohrenzwang für Alle, welche nicht kalbslederne Trommelfelle hatten, da glaubte man, eine Entdeckung gemacht zu haben, über welche aus man nicht mehr könne, auf die das tausendjährige Reich bald folgen müsse. Hatte ein Kind der Bevorrechteten aufgesagt, so sagte man ihm: Du kannst jetzt schreiben; und zu den andern: Lernt, d. h. buchstabirt oder leset oder lernt auswendig. Von einer eigentlichen Stundenabtheilung war keine Rede, darum wurde und wird sie noch an vielen Orten für unmöglich gehalten.

Wenn man besonders gut im Strumpf war, so wurde construirt und zweimal in der Woche catechesirt aus dem Fragenbuch. Das waren die stabilsten Stunden. Die Hauptsache für den Lehrer war, daß er Fleiß habe, d. h.

daß er unermüdlich von einem Kinde zum andern renne und alle so oft als möglich aufsagen lasse.

Diese Aufgabe zu erfüllen bangte mir nicht, und über die Forderung, daß alle schreiben und rechnen lernen, dachte ich, ihre Unhaltbarkeit werde von selbst sich herausstellen. Aber die traurigen Erfahrungen hatten in meine Selbstgenügsamkeit doch das Loch gemacht, daß mir bange ward 150 Kinder zu meistern, mich bei ihnen in Respekt zu setzen und in Respekt zu erhalten, und in der Schule die nothwendige Ordnung festzustellen.

Ich hatte es erfahren, daß es in einer Schule zugeht wie in einer Ehe. Beide haben ihre Flitterwochen oder Honigmonde, während derselben lauscht der schlauere Theil dem andern seine schwachen Seiten ab und setzt sich in die Stellung, in der er bleiben will. Dünkt es nun dem ehrlichen überlisteten Theil, es sei genug geflitterwöchelt, es sei nun einmal Zeit zu sagen, was auch er eigentlich wolle und wie es künftig gehen solle; so vernimmt er zu seinem großen Erstaunen, daß es just so gehen solle, wie es just gehe; versucht er es dennoch, sich auf einen andern Fuß zu setzen: ja dann zerrinnen die Himmel, Regengüsse strömen, dumpfer Donner grollt, späte Reife fallen nieder, drückende Schwüle wechselt mit frostigem Winde, es schmollt die Sonne, sendet nicht Licht, spendet die rechte Wärme nicht, und trübe wird es am Ehehimmel. O, wer kennt das Schmollen, das Grollen, das Sticheln, das Aufbegehren, das Verwunderttthun nicht, wer kennt die Schlußworte nicht: wenn ich das gewußt hätte, wenn ich das gedacht hätte! Wer weiß nicht, daß dann hier selten wahre Einigkeit statt findet, sondern entweder eine stumme Unterwerfung von der einen, unbedingte Oberherrschaft von der andern Seite, oder aber ein dreißig- bis vierzigjähriger Krieg, je nachdem die Theile ein zähes Leder haben? Je mehr nun ein Mensch in seliger Ueberschwenglichkeit meint, das verstehe sich von selbst, daß es gehe, wie er wolle, desto eher kömmt er unter den Pantoffel oder sieht sich zu einem ewigen Keiffen, das nichts abträgt, verdammt. Nun

herrscht bei den Schulmeistern gar zu gerne diese Ueberschwenglichkeit, und arglos plumpsen sie in ihr Amt hinein. Bei den Kindern aber herrscht Schlauheit, sie fühlen sich die Schwächern, darum lauschen sie auf die schwachen Seiten des Stärkern.

Zu diesem Auffassen der schwachen Seiten treibt die Kinder der Instinkt; selten wird ein Kind ein Jahr alt, ohne der Eltern schwache Seiten zu kennen und benutzen zu können. Mit dem gleichen Instinkt fassen sie jede neue Erscheinung auf, die in ihr Kinderleben tritt, und fassen ihre Eigenthümlichkeit meist weit schärfer auf, als ältere Leute, denen das eigene Ich, vorgefaßte Meinungen, gehegte Absichten und hundert Gegenstände die Augen blenden. Nun tritt nicht bald etwas Wichtigeres in der Kinder Leben hinein, als ein Lehrer, bei dem sie einen bedeutenden Theil ihrer Zeit zubringen sollen, der als Oberer Wohl und Wehe zufügen kann. Wie sie nun dem Lehrer seine Macht nehmen, ihn entwaffnen, lähmen, täuschen, ihm trotzen können, das ist der Kinder Augenmerk. Sie beobachten die ersten Tage gar manierlich, allmälig strecken sie ihre Fühlhörner aus, immer weiter und weiter; stoßen sie an, so versuchen sie es auf andere Weise, bis sie wissen, woran sie sind, und das Alles sehr selten mit Bewußtsein, sondern instinktmäßig. Wehe nun dem Lehrer, wenn er bewußtlos ist, wenn er, wie Obere es so gerne pflegen, vor lauter Oberherrlichkeit nichts anders sieht als eben diese, wenn er dieses Tasten der Kinder nicht fühlt und ihm nicht zu begegnen weiß mit Liebe und Ernst; denn weiß er das nicht, so wird er auch bei den trefflichsten Lehrtalenten nimmer gewinnen der Kinder Liebe und Achtung. Eine vernünftige Schulzucht gelingt nimmer, die Schule wird entweder zuchtlos oder ein Zuchthaus. Nun fühlte ich dunkel etwas von diesem; fühlte das Gewicht des Anfanges, des ersten Eindruckes; ich wußte, daß ich in meiner früheren Schule durch zu große Milde zum Spott geworden war, und ward zuerst versucht, in's Gegentheil zu fallen. Nun kann es nichts Unglücklicheres

geben, als wenn ein an sich sanftmüthiger und fast schwacher Mensch den Bramarbas und Eisenfresser spielen will. Alle Augenblicke fällt er aus seiner Rolle, männiglich sieht des Esels Ohr hervorgucken aus der Löwenhaut. Er hat verloren Spiel; denn trotz der Löwenhaut macht er Eselsstreiche, und als Esel wird er behandelt von Jung und Alt. Auch das fühlte ich.

So erwachte ich am ersten Schulmorgen mit ordentlichem Herzklopfen, und es nahm nicht ab, als ich die ersten Schulkinder kommen sah und hinüber zu ihnen mußte. Es waren ihrer nicht viele, und so ging es recht gut. Ich war ernst aber weich gestimmt, fühlte mich nicht veranlaßt durch meine Stimmung, mit den Kindern Scherz zu treiben, oder sie lachen machen zu wollen, und das kam mir wohl. Einen Berg hinunterfahren ohne zu spannen in hellem Trabe kann nur ein güter Kutscher und wird es selten noch thun, ein ungeschickter bricht Hals und Beine. So kann nur ein sehr gewandter, sattelfester Lehrer Spaß in der Schule treiben, und dazu noch selten; und doch versuchen das Tölpel am meisten und führen dabei Etwas, das Witz sein soll, ins Feld, das aber dem Witz gerade gleicht, wie eine Kuh dem König Salomo. Ich polterte aber auch nicht, glaubte nicht, daß erst alle Kinder ins Bockshorn müßten, bevor ich recht anfangen könne.

Ernst und weich begann ich meine Schule, und es ging recht gut. Die Kinder betrachteten mich scharf, aber bei dem Betrachten blieb es. Als ich Mittags bei meinen Erdäpfeln und einem Restchen Milch saß, hätte ich gerne ein Mäuschen und bei allen Tischen im Dorfe sein mögen, um zu hören, was die Kinder zu erzählen wüßten und wie ich ihnen gefallen hätte. Ach, und am Abend wäre ich gar zu gerne zu Jemanden hingegangen, um zu vernehmen, was gesagt worden, um mich rühmen zu hören, oder doch wenigstens Anerkennung zu finden. Aber mit dem Denken, was die Leute sagen möchten, mußte ich mich begnügen. Niemand hatte mich kommen heißen.

Meine Schulkinder waren die einzigen Menschen, mit

denen ich umging und mit denen ich reden konnte. Die Schulstunden wurden mir daher eigentliche Erholungsstunden, auf die ich mich freute, jedes Schulkind war mir eine liebe Erscheinung, die mich aufheiterte. Weil ich Freude an den Kindern hatte, so empfanden sie auch welche an mir; weil mir die Schulstunden wie Augenblicke entschwanden, so wurden sie ihnen auch kürzer und sie kamen gern in die Schule. Ich merkte schon nach einigen Tagen, daß die, welche Anfangs gekommen waren, selten fehlten; und fehlten sie, so klagten sie mir das nächste Mal, der Vater oder die Mutter hätten sie nicht gehen lassen. Aber trotz dem tasteten doch die Schüler nach meinen schwachen Seiten und suchten ihren Willen von meinem Willen frei zu machen, mein Wort unbeachtet zu lassen. Ich merkte es, und das ist schon viel; ich ließ es nicht unbemerkt hingehen, und das ist noch mehr. Eine Bemerkung fruchtete anfänglich, aber bald schon nicht mehr; es mußte ein Verweis folgen, dem Verweis eine Strafrede, eine Appellation an die Kinderliebe ꝛc. Hier blieb ich eine Zeitlang, und vielleicht zu lange, stehen und predigte zu lange.

Es ist nichts thörichter, als wenn ein Lehrer allzu oft und allzu lang ins Predigen fällt, er richtet nichts aus, als daß er sich selbst unglücklich und bitter, den Kindern Langeweile macht. Daß den Kindern das Predigen Langeweile macht, weiß Jeder, der der Kinder Flüchtigkeit kennt. Ein Kommandowort, ein kurzer ernster Zuspruch dringen durch, während eine Predigt abläuft wie Regen vom Dach. Das Predigen bringt aber den Lehrer in ein ordentlich Elend hinein. Das Predigen bringt ihm ein Vergrößerungsglas vor Augen, darin sieht er seine Treue, der Kinder Flüchtigkeit; seinen Willen, der Kinder Ungehorsam; seine Liebe, der Kinder Undank. Das Alles kommt ihm, je länger er predigt, desto greller, furchtbarer vor, und je nach seiner Eigenthümlichkeit wird er immer zorniger oder immer gerührter, auf alle Fälle immer elender, und sagt den Kindern Dinge, vor denen er bei nüchternem Zustande erschrecken, ehrliche andere Leute blinzen müßten.

Er entwürdigt sich vielleicht gar so weit, daß er Eltern, Verhältnisse 2c. in seine Predigt bringt, oder gar sagt: sie verachteten ihn nur deswegen, weil er so arm sei, wenn er reicher wäre, so würden sie schon mehr Respekt vor ihm haben. Pfui! wenn ein Lehrer so was Kindern vorwirft, es mag auch noch so viel Wahres daran sein.

Da kam ein Tag, an welchem wegen besonderer Verumstandungen nicht gedroschen wurde. Da redeten einige der größeren Bursche mit einander ab, zur Schule zu kommen und zu sehen, wie der Schulmeister einer sei, und zu versuchen, wie weit sie es wohl treiben könnten mit ihm. Wenn nun ein halb Dutzend Bursche, von denen jeder seinen Malter Korn trägt, in eine Schule zusammen einrücken, so tasten die nicht lange, sondern fallen gleich mit der Thüre ins Haus. Protzig traten sie ein, protzig setzten sie sich, wo sie wollten; thaten, als ob sie der Schulmeister gar nichts angehe. Ich war ganz verdutzt von dem Betragen dieser Bursche. Ich hustete, ich machte: bscht, ich sagte: Still! sie merkten von dem allem nichts. Sie rissen sich Bücher aus den Händen, drehten sich um, redeten nach allen Seiten. Ich begann Vorwürfe zu machen, sie achteten sie nicht; ich fing an zu predigen von bösen Buben, welche die Schule störten; wie viel sie mir zu leid thäten damit 2c. Sie lachten dazu. Das nun machte mich böse, ich drohte; und die Bursche lachten nur lauter und flüsterten sich in die Ohren. Da wurde ich böse, griff nach dem Lineal, wollte einem auf die Hand geben, und da er sich dagegen sträubte, gab ich ihm auf den Rücken, und walkte noch zwei oder drei tüchtig durch, die mir das Lineal nehmen wollten; so tüchtig, daß mir der Arm ordentlich weh that. Aber Ruhe war nun geschaffen und kein Mensch machte mir darüber Vorwürfe.

Hätten die Buben die Oberhand gewonnen, so würde man tüchtig gelacht und die Alten schmunzelnd gerühmt haben: wie ihre Bursche dem Schulmeister gezeigt, wer Meister sei. Nun, da ich den Handel gewonnen und die

Bursche mit blauem Rücken heimgekehrt waren, fand man mich vollkommen im Recht und wunderte sich nur, daß ich ein so Entschlossener sei; man hätte mir das gar nicht angesehen. Freilich wird auch mancher Pädagoge neuester Zeit schreien: Bewahre Gott, welche Rohheit, welch schlechter Lehrer, der noch zu Schlägen seine Zuflucht nimmt! Ja, du gutes Männlein, schreie nur, ich weiß wohl, was Mode ist, aber die Mode wechselt eben, weil keine Mode das absolut Rechte oder Wahre umfaßt. Ich habe auch nicht alles auf dem Prügeln; aber auf einen harten Klotz gehört ein scharfer Keil; was man nicht bürsten kann, muß man ausklopfen. Ich möchte da kein System aufstellen, z. B. daß man anständig erzogene Kinder nicht schlagen solle, oder daß bei roh erzogenen Kindern Schläge nothwendig seien. Man findet unter den vornehmsten Kindern welche, denen die Ruthe oder eine Ohrfeige mit Verstand sehr heilsam wäre. Dagegen findet man Kinder, welche roh erzogen sind und durch und durch erhärtet scheinen; aber sie sind nur gegen Schläge gehärtet, und das erste Wort der Liebe geht in die Seele hinein, und mit solchen ungewohnten Worten richtet man fürder alles aus. So sind Schläge äußere Heilmittel für Krankheiten der Seele, die sichtbar werden, sind chirurgische Operationen; im rechten Augenblicke angewendet, wirken sie manchmal ohne alle innere Hülfe, ja da, wo alle innere Hülfe nichts gefruchtet hätte — so bei Kindern und Erwachsenen. So jagte einmal eine Mutter ihr Kind in vollem Zorn um's Haus, in voller Angst schrie das Kind erbärmlich: ach, Großmutter, hilf! ach, Großmutter, hilf! Auf der Straße ereilte die Mutter das Kind, warf es zu Boden, kniete auf dasselbe und schlug es auf unmütterliche Weise, in ihrem Zorn nichts hörend, nichts sehend, was um sie vorging. Das sah ein handfester Bauer auf seinem Wägelein, wohlgemuth vom Berner Markt kommend. Das Feuer kam ihm ins Dach, hinter der Frau hielt er sein Pferd, stieg ab und steckte der Frau so eine recht tüchtige Ohrfeige, daß sie über ihr Kind wegfiel. Er aber stieg,

ohne ein Wort zu sagen, gelassen auf sein Wägelein und fuhr davon. Als er zurück blickte, sah er die Frau mit offenem Munde mitten in der Straße stehen, wie ein Oelgötze und ihm nachsehen. Aber seither hat man bei jenem Hause niemals mehr ein solches Geschrei des Kindes gehört.

Aber schnell und rasch muß die Anwendung solcher Mittel sein, lange Vorbereitungen dazu im Angesicht des Patienten, oder gar damit verbundene Ceremonien oder förmliche Feierlichkeiten, Spektakelstücke zeugen eben von dem Unsinn, der so lange in den Schulen herrschte. Darum aber auch läßt sich kein System darüber abfassen. Da kann der Lehrer nicht in sein Heft schreiben: Hier pflege ich Schläge anzubringen, wie ehedem die Göttinger Professoren an die Ränder ihrer Hefte sollen geschrieben haben: Hier pflege ich einen Witz zu reißen.

Eine Schule, wo das Prügeln systematisch würde, mahnte mich an jenes Waisenhaus, wo 60 Buben, große und kleine, gesunde und kranke, wenn ich nicht irre, alle Jahre zweimal sämmtlich lariren mußten, ich weiß nicht, ob zwei oder drei Tage lang alle miteinander. So wurde aber ehedem in den Schulen geprügelt, auf dem Lande und in den Städten. Wenn man erzählen hört, wie Buben Schläge erhielten Vormittag und Nachmittag, mit Ruthen, Stöcken, Fäusten, wie sie bluteten und ächzten; so begreift man wohl, wie ein Abscheu gegen das Prügeln bei denen einreißen mußte, die so geprügelt wurden, begreift, daß so geprügelte Väter keinem Lehrer zutrauen, mit Verstand prügeln zu können, weil kein Lehrer solchen an ihnen zeigte, und daß man daher allen Lehrern das Prügeln radikal abstellen oder verordnen wollte, daß sie in jedem gegebenen Fall die Erlaubniß ihrer Obern dazu einholen sollten, was das Thörigste von allem ist. Aber mit dem Bade soll man das Kind nicht ausschütten. Soll man in jedem Waisenhause nun gar keinen Knaben mehr lariren, weil früher 60 auf einmal mußten?

Freilich ist das die beste Schule und zeuget von der

besten Gesundheit der Kinder, in welcher solche Strafen am seltensten vorkommen, wo der Lehrer die Herzen zu heilen, den Ausbrüchen der Krankheit zuvorzukommen weiß. Denn allerdings muß so Mancher nur deswegen prügeln, weil er nicht sieht, was im Anzuge ist, oder weil sein Ansehen bei den Kindern oder ihre Liebe zu ihm nicht so groß sind, daß sie zu natürlichen fort und fort wirkenden Heklmitteln werden. Bringt ein Lehrer es noch so weit, daß er in Anwendung solcher Strafen wirklich gerecht sein kann, ohne den Kindern ungerecht zu erscheinen, so will ich den Hut vor ihm abziehen. Ich meine nämlich, wenn er es dahin bringt, daß er auf die gleichen Fälle nicht immer die gleichen Strafen müsse folgen lassen, und doch die Kinder überzeugt bleiben, daß er vollkommen gerecht und gleichmäßig gestraft habe. Jede Strafe ist nämlich von Seite des Lehrers nie eine Züchtigung, sondern ein Heilmittel. Kann ein Arzt nun mit einem Löffel voll Trank heilen, soll er dann einen ganzen Hafen voll einschütten oder gar Arme und Beine abnehmen? Das würde man doch unvernünftig finden. Darum studirt der Arzt die Natur seines Kranken, nach dieser richtet er seine Heilmittel ein, und je besser er die Natur kennt, desto kräftiger werden seine Mittel anschlagen. Nun sollte von Rechtswegen der Lehrer auch nie strenger strafen, als es gerade zur Heilung nöthig ist. Nun wissen wir, daß die einen Naturen härter und zäher sind, als die andern, also der Krankheitsstoff viel fester bei ihnen sitzt und viel gewaltsamere Mittel zur Austreibung erfordert, als andere. Bringt es nun ein Lehrer dahin, daß die Kinder dieses begreifen, und es dulden ohne Aerger, daß der Lehrer bei gleichen Vergehen auf andere Weise und härter oder gelinder straft, je nach der Natur des Fehlenden, so habe ich Respekt vor ihm. Freilich muß der Lehrer, um dieses zu können, vier Dinge verstehen. Er muß dieses selbst begreifen, muß Menschen begreifen, ihre verschiedenen Naturen auffassen und nachdenken können über ihre zweckmäßigste Behandlungsweise. Aber so lange Lehrer nicht

einmal über einen Unterrichtsplan nachdenken wollen, kann man ihnen nicht zutrauen, daß sie über die Naturen der Kinder nachdenken mögen.

Er muß zweitens jede Brille ab seiner Nase thun können, und namentlich die Brillen, wodurch er Kuchen, Brod, Schweinerippen oder gar Schinken sieht statt Kinder, und auch die, durch welche ihm die eigenen Kinder ganz anders vorkommen als fremde.

Er muß des Zornes Meister sein können, denn der Zorn macht blind und unvernünftig. Was würde man zu dem Arzte sagen, der im Zorne einem armen Teufel ein halbes Pfund Opium verschreiben würde, statt höchstens ein halbes Quentchen.

Wenn der Lehrer ein Kind eines Muthwillens wegen züchtigt in vollem sichtbaren Zorn, muß das Kind sich nicht selbst fragen: Wer züchtigt dann den Lehrer um seines Zornes willen? Mich ist Muthwillen angekommen, ihn der Zorn, welches ist ärger?

Viertens endlich muß er das Schmuggeln lassen können. Er muß nämlich keine Branntweinflasche in die Schulstube schmuggeln, sie auch nicht in der Nebenstube besuchen, die liebe Freundin. Wenn dann der Branntweingeist klafterlang dem Lehrer aus den Augen sieht und aus dem Munde Feuer speit, und dieser Geist im Lehrer die Kinder braun und blau prügelt, ihnen alle sieben Regenbogenfarben auf den Rücken prägt — was müssen wohl die Kinder von einem solchen Lehrer denken? Muß ihnen nicht beifallen die Geschichte der zwei vom Teufel besessenen Gergesener, die unter die Schweine fuhren? Müssen sie nicht bei sich selbst wünschen, ihr besessener Lehrer möchte auch unter die Schweine fahren, statt unter Kinder?

Meine Prügelei hatte also gute Wirkung gethan, ging nirgends übel an; und doch war, je mehr die Kinder sich mehrten, desto weniger Stille und Ruhe in der Schule. Ich kann nicht sagen, daß die Kinder nicht gehorchten, sobald ich ihnen befahl, aber es war Augenblicks

wieder im Alten. Ich klagte einmal meine Noth dem Pfarrer. Dieser gab mir einen guten Rath, der viel half, aber doch nicht radikal; das Hauptmittel kam mir erst später. Nachdem er meine Schule betrachtet hatte, sagte er mir: Die meisten Lehrer haben den gleichen Fehler, wie die meisten Leute. Wenn diese sehen, so hören sie nicht, wenn sie hören, so sehen sie nicht, und wenn sie selbst reden, so können sie weder sehen noch hören. Sie können nur einer Thätigkeit mit Bewußtsein sich hingeben, während sie das eine Organ, z. B. das Auge, mit Bewußtsein beschäftigen, vernimmt das Ohr wohl allerlei, allein was das Ohr vernimmt, vernimmt der Mensch nicht, seine Seele ist im Auge, nicht im Ohr, und ein Organ, in dem die Seele nicht ist, bringt dem Menschen nichts zu. Nun ist es allerdings das Bequeme, Gewöhnliche, seine Seele nur an einem Orte zu haben, und die Leute, die nicht geweckt sind, begreifen gar nicht, daß die Seele an verschiedenen Orten sein oder vielmehr die Thätigkeiten verschiedener Organe auffassen oder leiten könne zu gleicher Zeit. Ihr seht viele Mägde z. B. Rüben jäten oder Flachs. Sie denken bei dieser einförmigen Arbeit an ihren Schatz. Ruft ihnen nun ein-, zwei-, dreimal, sie hören euch nicht, ihre Seele kann nicht vom Schatz weg ins Ohr. Laßt Knechte heimkommen zum Essen, ihre Seele ist beschäftigt mit dem Gedanken: ob Kraut oder Schnitz auf dem Tische seien, oder ob das Sauerkraut auch Schmalz bekommen habe oder nur die Kelle, legt ihnen Werkzeug aller Art neben und vor die Füße, sie werden es nicht aufheben, nicht einmal sehen, ihre Seele ist nicht im Auge, sondern beim Sauerkraut, und zwar ungetheilt. So wird es begreiflich, daß in einer Stube voller Leute eine Menge Dinge geredet werden, die Einen sie nicht hören, und die, welche sie hören, nicht sehen, was dabei getrieben wird.

Vollends wenn ein Mensch redet und mit Eifer redet, so scheint er meist taub und blind zu sein, weil er gerade nur bei seiner Rede ist, und weder die Gesichter sieht, die

andere schneiden, noch das Gähnen hört, das hinter ihren Händen hervor quakt. Nun sollte von früh an der Mensch gewöhnt werden, aller Thätigkeiten seiner Organe sich zu bemeistern, zu gleicher Zeit mit seiner Seele allgegenwärtig zu sein im ganzen Körper. Zu dem Ende ist sie eben geistig und nicht ein Erdapfel oder eine Rübe.

Der Mensch muß zu gleicher Zeit sprechen, sehen, hören, lernen; ja, was noch schwerer ist, er muß lernen: an zwei Orten zu gleicher Zeit sehen, zwei Reden zu gleicher Zeit hören. Wer einmal sich daran gewöhnt hat, der weiß es nicht mehr anders, es geht ihm das von selbst zu, es ist sein natürlicher Zustand; ja, er muß sich zusammennehmen, wenn er seine Seele ungetheilt einem Gegenstande widmen und durch nichts anders sich davon will abziehen, unterbrechen lassen. Nun wird aber keiner ein guter Knecht, und kein Stüdi eine gute Magd, wenn sie nicht offene Augen und Ohren haben, wenn sie das, was ihre Sinne ihnen zuführen, nicht schnell und auf einmal aufzufassen vermögen, sondern nur immer langsam eins nach dem andern.

In noch viel höherm Grade bedarf ein Lehrer dieser Eigenschaften, wenn er einer Schule, und besonders einer großen Schule, recht vorstehen will. Er muß in der ganzen Stube gegenwärtig sein, die Kinder müssen zum Bewußtsein kommen, daß der Lehrer alles in derselben wahrzunehmen im Stande sei, daß er gar keinen Rücken habe, hinter dem sie Unziemliches treiben können. Und dieses Bewußtsein entsteht bei den Kindern gar bald, wenn sie merken, daß der Lehrer alle sieht, während er einem zuhört, daß er auf alle hört, während er einem zusieht, und daß er beides hört und sieht, während er selbst spricht. Dieses alles muß sich aber geben nicht auf eine gezierte Weise, nicht äußern durch ein Hin- und Herschießen, sondern als ob es sich von selbst verstünde, so sein müßte. Es ist kaum eine Eigenschaft des Lehrers, welche die Kinder so schnell auffassen, als diese, so viel Respekt davor haben, durch sie kömmt man hundert Unarten zuvor, er-

spart sich also auch hundert Strafen, eben so viele Unterbrechungen, und die Schule erhält erst dann ein ordentlich Aussehen.

Und es ist wohl nichts schöners, als wenn bei aller Thätigkeit der Lehrer in unerschütterlicher Ruhe über seiner Schule steht; wenn er zur Seele der Schule wird, die allenthalben ist und doch nirgends sich aufdrängt. Nun, sagte der Pfarrer, ist aber das ein gar seltenes Ding und eine Menge Lehrer haben gar keinen Begriff von dieser Allgegenwärtigkeit, keinen Begriff von der Möglichkeit, zu sehen und zu hören zugleich, und keinen Begriff von der Nothwendigkeit dieser Eigenschaft. Es ist, als ob wenigstens drei Viertel einer Schulstube hinter des Lehrers Rücken liegen würden, in denen Jedes machen kann, was es will. Und wenn es einmal zu wüst geht und der Lehrer befiehlt Stille, so ist wohl einen Augenblick Stille, bis und so lange die Kinder glauben, der Lehrer höre jetzt nicht mehr, sondern er sehe wieder, oder er sehe nicht mehr, sondern er höre, oder er rede und sehe und höre nicht mehr. Ihr werdet es in hundert Schulen bemerken, daß Befehle ungefähr so lange fruchten, als die Worte tönen an den Wänden.

Und in diesem Fehler, Schulmeister, seid auch ihr! schloß der Pfarrer, ihr könnt nur in einer Ecke Stille behalten und nicht in der ganzen Stube, eben weil ihr nicht in der ganzen Stube gegenwärtig seid. Versucht meinen Rath, er wird sicher helfen, aber freilich, es wird euch schwer ankommen Anfangs.

Das dünkte mich eine strenge Zumuthung, und wenn sie zehn Jahre später geschehen wäre, so würde ich gedacht haben, der d.... Pfaffe wolle mich kujoniren. Indessen fing ich das Ding doch an zu versuchen, und es leuchtete mir bald ein, daß ich mehr Ordnung in die Schule erhielte, wenn es mir möglich wäre achtsamer zu sein. Aber es ward mir schwer, besonders wenn ich sprach. Da war es mir, als ob ich mit den Augen die Worte suchen müßte im Kopf, wie beim Lesen im Buche, und als ob die Ohren

aufpassen und entscheiden müßten, ob ich die rechten gefunden und hervorgebracht. Aber wenn man so etwas will und sich Mühe giebt, so bringt man es doch irgendwohin, auch wenn man schon erwachsen ist. Ein wahres Unglück ist, daß Lehrer nicht mehr solche Neuerungen versuchen wollen. Ich meine nicht neue Methoden, neue Terminologien u. s. w., sondern sich selbst zu beherrschen, Unarten abzulegen, auf neue und bessere Weise sich darzustellen. Aber, aber, die unglückliche Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit oder Suffisance, wie der Weltsch sagt!

Ich hatte auf diese Weise viel weniger Ursache aufzubegehren, die Kinder wurden mir daher lieber, besonders die Mädchen. Ja, lacht nur Leute, es ist doch so. Gewiß werdet ihr heutzutage keinen Lehrer finden, der es macht wie jener alte Pfarrer. Der haßte die Weiber furchtbarlich und kehrte sich in den Unterweisungen immer den Buben zu, den Mädchen aber wendete er den Rücken. Diese, darüber theils geärgert, theils zum Muthwillen gereizt, trieben allen möglichen Spuk. Der alte Pfarrer sah nie hinter sich, wie wüst es auch gehen mochte, und wenn Schimpfwörter nicht halfen, so schlug er mit seinem Meerrohr hinter sich, aber wieder ohne zu sehen, wohin. Man kann sich den Jur denken, den die Kinder dabei hatten.

Die Buben sind von Natur roher, wilder und besonders unbedachtsamer, rücksichtloser, die Mädchen weniger roh und besonders bedachtsamer, mehr berechnend und feiner fühlend. (Doch will ich wetten, bei Lehrerinnen würde das Verhältniß sich anders herausstellen.) Das Mädchen weiß schon frühe, daß sein Lehrer ein Mann ist, und diese zu berücksichtigen, von früher Jugend an, lehrt es ein Instinkt. Es will ihm gefallen und es findet, wenn der Lehrer nur einigermaßen die Nase mitten im Gesicht hat, Gefallen an ihm. Wie manches Mädchen hat daheim schon gesagt: unser Schulmeister ist so schön! Hat das je ein Bube gethan? Das Mädchen hütet sich, dem Lehrer zu mißfallen, fühlt tief ein Wort von ihm und weiß, meist

sich selbst unbewußt, in die Stimme, in die Augen, in sein ganzes Thun und Lassen so Manches zu legen, was den Lehrer anziehen muß. Wenn dem Lehrer etwas zu bringen ist, wer erzwingt es, dasselbe zu tragen, Knaben oder Mädchen? wer läuft der Mutter mehr nach, um sie zu mahnen, daß man dem Schulmeister lange nichts gebracht und daß, wenn man frisch backe, man ihm doch ein Brod bringen wolle — Knaben oder Mädchen?

Abgesehen davon, daß ein Lehrer Mädchen weniger zu strafen braucht, macht schon ihr Wesen an sich mehr oder weniger Eindruck auf ihn, er fühlt sich zu ihnen hingezogen, und die Aufmerksamkeit, die sie ihm widmen, vergilt er wieder. Man achte nur einmal auf den Ton der Stimme, ob nicht eine ganz andere Modulation darin liegt, wenn er frägt: Hans, kannsts mir sagen? Oder: Bäbeli, weißt du es etwa? Da es nun immer so gewesen ist, so fällt dieser Unterschied, den der Lehrer zwischen Knaben und Mädchen macht, nicht auf, ja der Lehrer sagt ganz ungenirt: die Mädchen seien ihm viel lieber, er habe nicht halb so viel mit ihnen zu thun, als wie mit den Buben. Niemand wird den geringsten Anstoß daran nehmen. Nur muß der Lehrer sich hoch in Acht nehmen vor zwei Dingen: er muß sich hüten, daß seine allgemeine Liebe nicht eine spezielle werde, daß er nicht ein Mädchen vor den andern auszeichne, sonst hat er es mit allen verspielt. Er muß sich zweitens hüten, daß er nicht gegen die Mädchen ekelhaft wird und zudringlich, daß er die Schule mit einem Abendsitz verwechsle und irgend fühlbare Zeichen seiner Liebe gebe, so sehr es ihm auch jucken mag.

Er meint vielleicht, das habe gar nichts zu bedeuten. Wohl, das bedeutet etwas, er fühle sich nur selbst den Puls, so weiß er, was es bedeutet, und alle seine Schüler wissen es, ohne ihm an den Puls zu greifen. Die Buben verhöhnen ihn, und die Mädchen werden erbittert und schämen sich, und wenn es den Alten zu Ohren kömmt, so giebt es Lärm. Ueberhaupt (s. das frühere

Kapitel über das Verhältniß von Mann und Weib) darf der Lehrer nie die Schwäche darstellen, sonst kömmt er unter ihren Pantoffel. Er muß die Kraft darstellen, die anzieht ohne Absicht in wahrer Liebenswürdigkeit durch ein wahrhaft männlich Wesen, dessen Grund Ernst und Liebe ist, das sich darstellt fern von jeder Künstlichkeit in Milde und Kraft. Ein solches Wesen bringt selbst die Buben zu Liebe und Anhänglichkeit, geschweige dann die Mädchen. Die Mädchen haben, so sinnlich sie sein mögen, doch einen eigenen Zug zu höhern bessern Naturen, nur müssen diese nicht in gar zu wüster Hülle sein. Daher sieht man so unendlich oft die Schülerin an den Lehrer sich hängen gegen den Willen der Eltern. So hat man viele Beispiele von Lehrern, die ihren Schülerinnen immer warm im Herzen blieben, denen bei des Lehrers Anblick die Augen ganz eigen glänzten, denen in den Tiefen wieder auftauchte die entschwundene Jugend, der Frühling des Lebens, die knospende Liebe mit all ihrem Wogen, ihrem Regen. Wie manches Mädchen fühlte nicht eine Langeweile, eine Oede im Herzen, wenn der Unterricht aufhörte, die es sich nicht zu erklären wußte?

Je mehr der Lehrer die Kraft darstellt, je weniger er sich reißen läßt zu Tändeleien und Spielereien, desto unschädlicher bleibt, ja desto nützlicher wird diese Liebe oder Anhänglichkeit. Zum Bewußtsein durch Erklärungen kommt sie nicht, die Blume geht nicht auf, nur die Knospe bildet sich verschämt zwischen Blättern, genährt und hervorgelockt durch milde kräftige Luft. Das Mädchen, gewöhnt an diese reine bessere Luft, empfindet Ekel gegen die unreine; vor seine Seele hat sich das Bild einer edlen Seele gestellt, die hat sein Herz erwärmt. Wieder eine edle Seele verlangt es, um dasselbe in Gluth und Flammen aufgehen zu lassen. Wohl zieht viel und oft durch das Verlangen der Seele die Schwäche des Fleisches einen Strich oder ein Geldsack legt sich schwer auf dasselbe. Allein untergehen wird in dieser Seele doch selten ganz die Sehnsucht nach edlern Wesen, und schwere Seufzer

ringen denselben sich entgegen, durch schwere Leiden oft; und oft endet das Ringen nicht, bis die Augen sich wieder öffnen in einer andern Welt. Es wird mancher bedächtliche Lehrer bedenklich den Kopf schütteln über meine Rede und unverblümt sagen, ich rede Thörigtes. Ich glaube es nicht. Ich meine nur zur Sprache zu bringen das Bestehende, damit dasselbe begriffen und vernünftig benutzt werde.

Zum Beweis, daß ich es auf alle Fälle redlich meine, will ich aufrichtig bekennen, wie es mir ergangen. Damals freilich wußte ich nicht, daß es mir so erging, und wenn Jemand es mir gesagt hätte, so wäre ich böse geworden oder hätte ihn ausgelacht. Aber doch that es mir allemal wohl, wenn ich zu den Mädchen kommen konnte, um sie zu überhören. Ich sparte sie manchmal auf bis zuletzt, wie man auch den Dessert zuletzt ißt, und nach dem Sprüchwort, den Bauer nicht gerne auf den Herrn setzet. Es lachte mir allemal das Herz im Leibe, wenn ich eins der ältern Mädchen in die Schule kommen sah, und es war mir recht öde in der Stube, wenn keins derselben da war. Manche Viertelstunde ging ich früher in die Schulstube, um, wie ich mir sagte, Federn zu schneiden. Das Federnschneiden kam mir aber gewöhnlich erst in Sinn, wenn ich von jenen Mädchen eins oder einige bereits in der Schulstube wußte. O, es ist recht wunderlich, was dem Menschen alles einfällt, um etwas thun zu können, das er weder sich noch Anderen bekennen will, dem er keinen Namen geben möchte. Aber närrisch that ich mit den Mädchen nicht, es that mir nur wohl, bei ihnen zu sein, und dummes Zeug schwatzte ich nicht mit ihnen. Sie begannen gewöhnlich in ihrer geschwätzigen Natur das Gespräch, und ich brauchte nur hie und da ein freundlich Wort zu erwiedern, so ward ihnen angeholfen und ich vernahm gar allerlei, das mir nützlich war. Wenn ich zufällig nicht gleich hinüber kam, so hatten auch sie Einfälle in meine Stube zu kommen oder mich hinüber zu rufen. Da ich mir nicht vergab, so verlor das schul-

meisterliche Ansehen durchaus nichts; im Gegentheil hüteten sie sich recht mädchenhaft, mir einen Verdruß zu machen, und ein einzig strenges Wort fand allezeit weichen Boden. Möglich auch, daß mein weichmüthig, wehmüthig Wesen (in den Städten würde man sagen, es sei ein interessanter Anflug von Melancholie gewesen) ihr Mitleid erregte, denn man will wissen, daß solche Stimmung bei einem Mann auf Mädchen ganz besondere Wirkung thue, da Instinkt sie zu dem Amte des Tröstens treibt.

Sie suchten mir gefällig zu sein, wie sie nur konnten. Sie sahen, daß mir das Kehren der Schulstube sehr beschwerlich war. Von nun an hatte ich gar nichts mehr damit zu thun, die Mädchen schlugen sich fast darum und reinigten mir meine Stube, daß es eine Freude war. Und weil ich zusah, verrichteten sie die Arbeit mit einer Rührigkeit, einer Schnelligkeit, welche sie zu Hause kaum an den Tag legten.

Noch sehe ich, wie einmal ein armes Mädchen vor der Schule um mich herumstrich, immer eine Hand im Sack. Endlich zog es einen Apfel daraus hervor, von den schönsten einen, gelblicht mit rothen Backen zum Malen. Er war sicher der schönste, den das Mädchen seit Jahren gehabt. Mit einem ganz eigenen Zagen bot es mir ihn an und sagte: Schulmeister, möget ihr nicht einen Apfel? Ich antwortete vielleicht etwas kurz: Ich will dir deine Aepfel nicht essen, behalte du ihn. Da wurde das Mädchen ganz roth, schlug seine schwarzen Augen mit einem ganz eigenen bittenden Ausdruck zu mir auf und sagte: Schulmeister, nehmt mir ihn ab, er ist gewiß gut. Ich konnte natürlich nicht widerstehen, und das Mädchen hatte nun keinen Apfel zu essen denselben Nachmittag, und doch war es von einer Fröhlichkeit wie sonst nie, ein sinnig Lächeln saß beständig auf seiner Stirne. Wer sagt mir, was in des Mädchens Herzen vorgegangen vor dem Geben, bei dem Geben und nach demselben? Um dieses Apfels willen wurde dieses Mädchen aber auch meine Eva.

So rückte das Examen heran, für Kinder und jüngere

und ältere Schulmeister, die ihres Amtes leben, ein wichtiger Tag. Es wohnt in den Kindern ein Trieb, das zu zeigen, zu bewähren, was sie gelernt haben, zugleich mit einer Bangigkeit über den Erfolg, einem Zagen: ob es ihnen wohl gelingen möchte, zu bestehen? Ach, daß dieser Trieb im Kinde und diese Bangigkeit nicht gepflegt werden, daß sie nicht geführt werden aus der Schulstube ins Leben, daß das Kind nicht gelehrt wird, daß jeder Lebenstag ein Examentag vor Gott sei, und daß alles Lernen nichts abtrage, wenn es einem nicht dazu helfe, um in dem Examen vor Gott zu bestehen! Aber nein, zwischen Schule und Leben, zwischen Kirche und Haus hat die Zeit Klüfte ausgefressen und tolle Menschen haben sie noch tiefer gegraben, und Brücken darüber sind nicht gebaut, und hinüberspringen sollen die Menschen von einem Uferrand zum andern: da brechen viele den Hals, andere die Beine, und die Meisten können nicht begreifen, warum man sie bei dieser Gefährlichkeit von dem einen zum andern hinüberjage, statt Jedermann ruhig sitzen zu lassen, wo er einmal ist. Die Knaben freuen sich auf den Lohn ihrer Arbeit, auf die schönen blanken Batzen; die Mädchen freuen sich, in den weißen Hemdeärmeln wieder als lustige Sommervögel zu erscheinen, und nur hie und da sieht man an schönen haustäglichen Examentagen traurig ein blasses Kind in einem traurigen Kamisölchen. Ach, das arme blasse Kind hatte kein gebleichtes weißes Hemde oder keine ganzen Aermel an seinen zwei Hemdchen, es darf sie nicht sehen lassen; muß seine Aermchen traurig verstecken in die abgetragene Hülle, muß die andern rauschen und funkeln sehen in den weißen bauschigten Aermeln. Ach! da ist wohl keine Frühlingsfreude in dem kleinen Herzchen, in den Augen sitzt die Schaam und zieht sie nieder, und nur der blanke Batzen wirft einen Schimmer der Freude über die blassen leidenden Züge.

Ach, ich habe schon manchmal mein Ohr gelegt an solche kleine arme Herzchen, die so vieles sehen müssen und nichts besitzen, die in Noth und Kümmernissen gespie-

sen und getränket werden, die, so bald sie zum Bewußtsein gelangen, von den Eltern ihre Armuth vernehmen, und täglich Zeugen sind von dem Jammer, den die Eltern verhandeln. Da habe ich vernommen, was die Menschen nicht ahnen, sinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe sie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn diese kleinen Herzchen sich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menschen nicht sehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und diese Freude war so rein, so kindlich, und umwob so schnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder sich nimmer freuen können. Aber selten denkt Jemand an die Freude armer Kinder, als unser liebe Herrgott, der bunte Steinchen für sie geschaffen, schöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachsenen Menschen wissen selten mehr, was rechte Freude ist!

Ach, und Schulmeisterherzen mahnen mich eigentlich auch an arme Kinderherzen, die an gar kleinen Dingen sich Freude machen müssen, denn größere sind ihnen nicht bescheert. Den in der Schule vergossenen Schweiß merkt Niemand mehr, von der ausgestandenen Noth und Mühe nimmt man nicht Notiz und wenn der Schulmeister so recht zeigen will, was er gemacht hat, was freilich blutwenig ist gewöhnlich, und Niemand wichtig scheint als ihm, so strecken die Mannen die Beine lang von sich, der Amtmann gähnt verstohlen, aber der Stiel entrinnt ihm noch und tönt gewaltig durch die Stube, und er ruscht zum Pfarrer und sagt: Es dünkt mich, er sollte genug haben, ich wenigstens bin ersättigt; ich möchte, Sie würden es ihm verdeuten, er sollte es zu Ende ziehen. Vielleicht fällt hie und da ein Lob über eine schöne Schrift; aber wenn der Vater des Scribenten da ist, so denkt Niemand, daß der Schulmeister das Schreiben ihn gelehrt, sondern rühmt dem Alten den hoffnungsvollen Sprößling. Wenn am Ende des Examens dem Lehrer gesagt wird: Man sei nicht übel zufrieden, die Kinder hätten so übel ihre Sachen nicht gemacht, vielleicht hätte das Lesen etwas

besser gehen sollen. Daher hätte man ihm für Heizen und Kehren der Schulstube ein Trinkgeld erkannt, obgleich man eigentlich keins schuldig sei, so kann er in hohem Grade zufrieden sein. An meinem Examen zu Gytiwyl hatte ich nicht einmal solche Freuden; der Pfarrer, der es nicht böse meinte, aber doch in seiner Hastigkeit gerne in alles redete, verpfuschte mir den ganzen Tag. Beim Auswendigaufsagen gebot er auf einmal und unerwartet, daß alle Kinder die Bücher aus den Händen unter die Tische thun sollten. Er hasse das beständige Gucken ins Buch, wo man einige Worte mit den Augen auffasse, die Ladung ausspucke und schnell wieder eine neue hole, sagte er. Das mahne ihn gerade an einen Pfarrer, der seine Predigt ablese, und immer drein und draus sehe, wie ein Huhn, wenn es Wasser trinkt. Uebrigens sei das gar nicht auswendig gesagt, und mit allem Lernen wüßten und behielten die Kinder nichts, wenn sie sich immer auf das Buch verlassen könnten. Das war ganz richtig. Aber meine Kinder, die sich einmal an das Buch gewöhnt hatten, sie konnten nicht recht aufsagen, wußten mit ihren Händen nichts anzufangen, kamen von vorn herein schon aus dem Concept, und das Aufsagen, auf das ich bedeutende Mühe verwendet hatte, ging grundschlecht.

Beim Construiren hoffte ich nachzubessern und es ging recht gut. Die Wer, Wessen ꝛc. wußten die Kinder richtig aufzufinden und der Chorrichter sagte: was es doch immer für neue Moden gebe, ehemals habe man von dem nichts gewußt und einmal er wüßte nichts damit zu machen. Ehemals habe man schön beten lernen, daß es geschnurrt habe wie ein Spinnrad, und damit sei man auch durch die Welt gekommen und habe besser haushalten können, als Mancher, der alles wisse, was in den Büchern sei. Da fiel mein fürwitziger Pfarrer wieder ein, als ich am schönsten im Zuge war, und fragte: Kinder, ihr habt da von Cedern geredet, was ist das für ein Ding? Große Stille. Ist's ein Mensch oder ein Thier? Ein Thier, sagte endlich eins. Ist es ein vierfüßig oder ein kriechend

Thier? Ein vierfüßiges, war die Antwort. Ein Ochs oder ein Esel? Ein Esel, hieß es. — Nein, sagte der Pfarrer, die Cedern sind Bäume. Aber sagt mir nun, was bedeutet das Wort Libanon, ist das auch ein Baum oder ist's ein Vogel. Es ist auch ein Baum, sagten mehrere. Ist's eine Tanne oder ein Pflaumenbaum? Es ist ein Pflaumenbaum, war das Resultat langen Nachsinnens. Der Pfarrer schmälte die Kinder, daß sie das nicht wüßten. Du mein Gott, was vermochten sich die Kinder dessen, ich hatte es ihnen ja nie gesagt! Und wer hätte es ihnen sonst sagen sollen? Der Amtmann sagte auch dem Pfarrer: einmal er hätte es auch nicht gewußt, und es habe ihn nie Wunder genommen. Er finde, das trage gar nichts ab, wenn man den Kindern alles erklären wolle, das mache sie nur g'wunderig, und dann wisse man zu Hause nichts mit ihnen anzufangen. Er finde immer, der Glaube sei die Hauptsache, es heiße ja, der Glaube allein mache selig.

So was geht einem Schulmeister, der Alles geleistet zu haben glaubt, tief ins Leben. Freilich sagte mir am Ende der Pfarrer: er sei gar wohl mit mir zufrieden gewesen: ich hätte mir Mühe gegeben, Rath angenommen, und wenn ich mir wolle gesagt sein lassen, daß man auch erklären müsse und nicht nur construiren, so werde alles gut kommen. Aber wie kann man etwas erklären, das man selbst nicht weiß, welches einem Niemand gesagt hat? Mein Normallehrer, der nicht wußte, was Palästina war, der hatte mir auch nichts von Cedern und Libanon gesagt, und was er mir noch alles anderes nicht gesagt hatte, das würden alle Bücher der Welt kaum fassen. Der Gerichtssäß gab mir auch ein gar gut Lob und sagte: ich sei ihnen gar anständig, ich sei für mich gewesen und hätte Niemand geplaget, und wenn ich etwas gewollt, so hätte ich es ordentlich bezahlt entweder auf der Stelle oder doch auf die Zeit, wo ich es versprochen. Das sei die Haupttugend an einem Schulmeister. Wenn er dann schon nicht alles wisse, so jage man ihn deswegen nicht fort.

Das war Balsam auf die Wunden, aber wieder zwei Feuer eröffnet gegen den armen Schulmeister. Was den Einen recht war, schien den Andern unrecht. Wer will es verargen, wenn man aus Instinkt ins Laviren geräth, bei allem Schein von Bewegung es doch nicht von der Stelle bringt. Doch so weit dachte ich damals nicht. Etwas getröstet folgte ich der Einladung, mit dem Vorgesetzten eine Flasche zu trinken, ich hoffte noch dies und jenes Erfreuliche für mich zu hören. Allein ich täuschte mich. Nachdem abgehandelt war, was am letzten Berner Markt die Kühe gegolten und das Korn, kam man ins Prozediren, und da wurde man mit einer Flasche nach der andern fertig, aber nicht mit dem Prozediren.

Zweites Kapitel.

Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär?

Ist das Examen und die Winterschule zu Ende, so ist Manchem, als ob ihm ein Zentner von dem Herzen falle. Dem Einen fällt das lästige Schulhalten weg, das ihm ungefähr ist wie Fabrikkindern das Fabrikgehen; dem Andern die schauderhafte Geldlosigkeit, in welcher er seit Monaten geschmachtet. Er erhält seine paar Batzen Lohn fürs ganze Jahr und kann seine Sonntagsschuhe flicken lassen für baar Geld. Auf das Geld hatte ich mich gefreut, hatte gedacht, besser meinem Verdienst nachhängen zu können. Aber als die Schulkinder fortgingen, konnte ich nicht aufhören, ihnen nachzusehen, bis sie mir aus den Augen waren, eine ordentliche Wehmuth kam mich an; und als am andern Morgen keines kam, die Schule leer blieb, da fühlte ich es auch unerträglich leer in mir. Ums Haus herum stund ich, stund in alle vier Ecken desselben, und sah nach allen vier Weltgegenden, ob denn nicht etwa ein Bein von einem Schulkinde zu erblicken sei. Endlich kam ein kleiner Junge mit zwei Schafen daher und weidete sie an einem Gartenzaune.

Nun mit dem redete ich einige Worte und ging dann an meine Arbeit. Aber es hatte mir doch nicht recht gewohlet, und ich konnte nicht begreifen, warum gerade dieser Junge mir erschienen sei, und nicht jemand anders. Als es eilf Uhr läutete und ich vom Webstuhl in die Küche ging, um für mein Mittagbrot zu sorgen, sah ich von Weitem bei'm Brunnen einige weiße Hemdeärmel und erkannte bald zwei der ältesten Schulmädchen. Nun weiß ich nicht, wie es kam, aber ich hatte auf einmal auch bei'm Brunnen zu thun, und wie ein Wirbelwind fuhr ich unter sie. Das Gespräch war freilich nicht halb so hitzig als mein Kommen, aber einige freundliche Worte wurden doch gewechselt, und eines derselben sagte: Es hätte ihm heute immer gedünkt, es sollte in die Schule gehen. Das that mir gar zu wohl! Nur wurmte mich die Bemerkung des andern Mädchens: wenn es dann auch nicht mehr in die Unterweisung gehen könne und der Herr ihm erlaube, so wisse es vor Langerweile nicht was anfangen. Ich konnte nicht recht fassen, daß so ein Mädchen auch nach der Unterweisung sich sehnen könne und nicht blos nach der Schule. Von nun an war der Brunnen mein Lustplatz, mein Casino, meine Promenade, mein Palais-royal. Ich wusch Alles viel fleißiger, bedurfte viel mehr Wasser als sonst; am Samstag Nachmittags ging ich sogar mit meiner Kaffeekanne zum Brunnen, mußte mich aber dabei nicht wenig auslachen lassen.

Es kostete mich manchmal Mühe, dumme Witze zu unterdrücken, bei Gelegenheiten das handgreifliche Schäkern zu lassen, allein ich war ein so tüchtig gebranntes Kind, daß ich noch nicht vergessen hatte, wie das Feuer brenne. Die Wunde war nicht schnell zugeheilt worden, sie hatte auseitern müssen, und was ich dabei gefühlt, das wollte ich nicht zum zweiten Mal empfinden. Nur Quacksalber streichen auf jegliche Wunde gleich einen heilenden Balsam, oder gar ein Heftpflaster; es giebt Wunden, die ausbluten, auseitern müssen, wenn sie gut heilen sollen. So ist es auch mit den Seelenwunden und Eiter-

beulen. Ich bin fest überzeugt, Tausende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geschwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgetheilte Schläge alsobald ruft: ach weine nicht, ach weine nicht, du bist ja so lieb und gut! weil man auf die gezeigte Hölle alsobald die Seligkeit setzet, wie den Deckel auf den Hafen, weil man sich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlassen.

Es zog mich noch immer zu dem Mädchen hin, und mein Herz sehnte sich fort und fort nach Liebe, aber diese Neigung äußerte sich nicht mehr auf thierische Weise, nicht mehr durch Ausbrüche wüster Sinnlichkeit; sie brannte wie ein stilles Licht in meinem Herzen, und weil dieses stille Licht ein ganz anderes war, als jene ungeregelte gierige Flamme, die vorher jedem Mädchen entgegenzüngelte, so kannte ich die Bedeutung desselben nicht einmal. Ich glaubte, das sei halt gar nichts anderes als Freude an meinen Schulkindern.

Meine Liebe war noch gar keine besondere, sondern nur eine allgemeine, an's Heirathen dachte ich nicht; ich dachte an's Fürsparen. Ich hatte Freude an den wenigen Thalern, die ich im Schranke hatte, und an den zwei neuen Hemden, welche ich hatte machen lassen. Ich zerlegte oft in Gedanken meine Bedürfnisse, die erforderliche Anschaffung und daneben mein Einkommen und meinen Verdienst, und ich fand allemal, daß ich ein Schönes bei Seite legen und in wenig Zeit meine Orgel werde zahlen können. Dann rechnete ich weiter, sparte in Gedanken immer mehr vor, wurde am Ende ein sehr reicher Mann. In diese Rechnungen brachte ich nie eine Frau und noch weniger Kinder.

So verfloß der Sommer, auf den Winter und die Schule, die er mitbrachte, freute ich mich. Aber so ganz füllte sie doch mein Herz nicht aus. Denn beim Brunnen traf ich noch oft mit den Mädchen zusammen, welche zu Ostern die Erlaubniß zum h. Abendmahl erhalten hatten,

und am meisten eben mit jenem, das mir den schönen Apfel gegeben hatte. Es wohnte nicht weit vom Brunnen, hieß Mädeli und war eines armen Schuhmachers Tochter. Eines Schuhmachers, wie es viele giebt, die ihr Lebenlang nie das Handwerk recht erlernt hatten, nie Leder kaufen konnten; die sechs ersten Wochen, nachdem sie als Meister sich gesetzt, die Modeschuhmacher des Ortes waren und später höchstens gut genug Pechschuhe zu machen, Knechten und Mägden Schuhe zu flicken. Mädeli war des Vaters jüngstes Kind und seine Haushälterin, da seine Frau gestorben war und seine anderen Kinder ihn verlassen hatten. Mädeli war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzschöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas drücke, so müßten aus der einen Backe einige Schaalen Milch spritzen kühwarm und aus der anderen einige Dutzend Kartoffeln rollen, schön mehlicht und aufgesprungen.

Mädeli's Haut hatte etwas von der Schuhmacherwerkstatt angenommen. Freilich war sie nicht so schmutzig pechgelb wie die Haut eines Altgesellen oder einer fünfzigjährigen meisterlichen Pechseele; sie hatte nur das Gelblichte, das mit dem Bräunlichen vermischt und mit einem rothen Anhauch, gleichsam dem himmlischen Thau, übergossen, die wundersame Haut bildet, welche in ihrem sammetnen Schmelz unendlich anziehender ist als das schönste Roth und Weiß, auch wenn beides auf das Kunstgerechteste gemischt ist. Mädeli's Haar war schwarz und seine Augen dunkel und tief, wie gemacht, um darin zu ertrinken. Es ist recht eigen, wie es Augen giebt von unergründlicher Tiefe. Die Seen bewohnt von Nixen oder Seefräuleins, die, wenn man nur einen Finger ins Wasser steckt oder nur einen Blick hineinwirft, einen ergreifen bei Finger oder Blick und hinunterziehen auf den Grund, wo es dem Fischlein so wohlig wird, sind das wohl nicht schöner bräunlicher Mädchen tief dunkle Augen?

Es giebt gar viele Augenarten, von denen ich aber jetzt nicht reden will, da ich noch zu sagen habe, daß über

Mädeli's Augen geschweifte schwarze Bogen sich wölbten, rund wie Wölbung über Kirchenfenster, durch welche gute Augen hineinschauen können ins dunkle geheimnißvolle Heiligthum. Auf einem in lieblichen und zarten Anschwellungen sich endenden Halse stand das kurze feste Kinn und trug den nicht kleinen, nicht großen Mund, der reine weiße Zähne barg und ohne Worte redete, ohne Unterlaß theilnehmend und schalkhaft. So sprachen bald die Augen, bald der Mund, bald beide zusammen, und doch störte keins das andere, und mitten inne stand verwundert die Nase, horchte g'wunderich auf die Wechselrede und verstand doch so wenig davon wie ein Welsch, wenn Einer vernünftig redet, nämlich deutsch. Und dieses Gesicht war alle Tage gewaschen, was viel heißt. Die schlanken Finger waren gewöhnlich gewaschen und die schwarzen Haare selten ungekämmt unter die Kappe gewurstet. Die Stirne war heiter und glänzend, ohne eben mit Speckschwarte gerieben zu sein, wie manche Mädchen zu thun pflegen, wenn sie glänzen wollen. Doch würde mancher Mann dem lieben Gott danken, wenn seine Frau, die den Glanzteufel im Leibe hat, kein theureres Mittel ihren Teufel zu befriedigen brauchte, als eben nur Speckschwarte.

Die ganze Gestalt, die nicht üppig, aber springfedrig und ebenmäßig war, war säuberlich übergossen und hatte etwas Nettes, auch wenn keine Strümpfe an ihren Beinen und manchmal die Schuhe die besten nicht waren.

So war das Mädchen beschaffen, welches ich mehr als andere am Brunnen antraf, das mir besonders wohl gefiel in seinem rührigen, raschen Thun, seinen ernsten Augen und freundlichen Mund, ohne daß ich nur ahnte, verliebt zu sein. Aber es ward mir immer lästiger mein Alleinsein, und ich fing an Beschwerden zu fühlen, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Bei jedem Knopf, der mir absprang, seufzte ich über die Qualen dieses Lebens und dachte, wie kommod es wäre, wenn Jemand mir ihn annähen thäte. Hatte ich die Schule zu Ende ge-

bracht, so drückte es mich schrecklich, daß ich noch kochen müsse, und als Glückliche beneidete ich Alle, die aus der Schule ohne weitere Präliminarien an den bereits gedeckten Tisch sich setzen konnten. Und hatte ich abgegessen, so kam mich das Seufzen ganz besonders an, denn nun mußte ich noch abwaschen; und hatte ich abgewaschen Teller und Pfannen, so hatte ich mich oder die Kleider besudelt, mußte mit dem Waschen von vorne anfangen. Unter solchen Seufzern sang ich oft aus Herzensgrund: Ach wie ist das Leben schwer, hier auf dieser Erde! Hatte ich diese Last so recht grausamlich gefühlt, so fing ich in meinen einsamen Abendstunden an nachzudenken: ob solchem Elend nicht abzukommen sei? An die Kost zu gehen fiel mir ein, aber nähte man mir dort die Knöpfe an, flickte man mir meine Strümpfe, wusch man mir nach Nothdurft? O du liebe Zeit, was trägt doch mancher Mensch für Zeug, nur weil er von Tag zu Tag vergißt, dasselbe waschen zu lassen.

Und wie fatal ist's, wenn man am Sonntag sich verschlafen hat, in die Predigt sollte, schlaftrunken zum Schranke springt, um ein sauber Hemde anzuziehen, und keines darin sieht?

Und wie noch fataler ist's, wenn man ein sauber Hemd findet, aber an dem Kragen desselben keine Knöpfe, um ihn einzuthun, oder den Kragen halb durchgerissen, oder sonst einen Schaden, den die derbe Faust der Wäscherin in das verwaschene Zeug gerissen und wohlweislich verschwiegen hat? Was soll dann so ein armer Teufel von Mensch, dem es nicht einfällt, die Hemden zu untersachen, wenn er sie abzieht, und noch viel weniger, wenn die Wäscherin sie zurückbringt, anfangen mit seinem zerrissenen Hemde? Noth bringt Erfahrung. Er zieht es in Gottes Namen an, aber er nimmt das größte Halstuch, das Gilet, an welchem die Knöpfe am weitesten hinaufgehen, und verbirgt so die Schäden, die er nicht heilen kann, vor der Menschen Augen. Wenn man im Sommer

so einen behalstuchten, eingeknöpften Menschen sieht, so denke man nur zuversichtlich: oha, dem hapert's am Hemde.

Ich kam immer mehr darauf, daß eine Frau das radikalste Mittel sei gegen alle diese Uebel. Eine Frau würde mir kochen und abwaschen, und ungesorget könnte ich zu Tische sitzen. Eine Frau würde dafür sorgen, daß ich nicht nur am Sonntag ein frisch gewaschenes, tragbares Hemde hätte, sondern sie würde es mir zum Bett geben und mir sogar den Kragen einthun. Eine solche Frau würde mir Wäscher- und Näherlohn ersparen, würde mir pflanzen und spinnen. Es wurde mir immer einleuchtender, daß eine Frau, auch wenn sie keinen Batzen hätte, ein ordentlicher Fund, eine eigentliche Speculation für mich wäre. Ich war immer deutlicher überzeugt, daß ich es mit einer Frau weit besser werde machen, weit mehr fürsparen können, als ohne Frau. So eine Frau esse nicht so viel, dachte ich, und wo eines genug hätte, da sei sicher auch für zwei.

Es ist recht lustig, wie die Menschen verschieden rechnen, und einer an der Rechnung des andern nichts begreift, und wie der Mensch in verschiedenen Altern verschieden rechnet, und in einem Alter die Rechnung des früheren Alters nicht mehr verstehen kann. Man sagt oft von diesem oder jenem Menschen: der weiß zu rechnen! Thorheit! Es rechnen alle Menschen, und der meisten Menschen stilles Denken ist gar nichts anderes, als beständig Rechnen. Die Menschen aber werthen die Dinge anders. Was die Einen als ein Plus ansehen, sehen die Andern als ein Minus an, und umgekehrt. Was die Einen mit keinem Auge ansehen, bringen die Andern als Hauptfactoren in Anschlag. Und endlich ist's, als ob die Einen viel mehr, oder ganz andere Augen hätten als die Andern; denn wie die Einen immer viel sehen, viel mehr Zahlen als da sind, sehen die Andern immer zu wenig, viel weniger als vorhanden. Deswegen begreifen die Menschen ihre gegenseitigen Rechnungen so wenig, lachen oder schelten

einander aus und seufzen zu Zeiten: ich weiß nicht, was ich auch gedacht!

Und woher kommt dieses verschiedene Rechnen wohl? Das Ding läßt sich verschieden ausdrücken: Es kommt daher, weil in den Menschen verschiedene Rechenmeister sind. Bei den Einen rechnet das Herz, bei den Andern die Sinne, bei den Dritten der Verstand, bei den Vierten die Selbstsucht oder irgend eine andere Leidenschaft. Jeder dieser Rechenmeister rechnet anders, und jeder für sich allein falsch. Das fühlt der Mensch am besten, bei dem diese Rechenmeister abwechseln, und immer einer den andern ausschimpft, daß es dem Menschen dabei übel wird.

Vermag der Mensch nun nicht jeder Leidenschaft das Rechnen zu verbieten, der Begeisterung ausgenommen (die man uneigentlich auch zuweilen als Leidenschaft ansieht), darauf gefaßt, daß diese den Abschluß der Rechnung in die Ewigkeit hinausstellt; vermag er nicht die Vernunft zum Rechenmeister zu erheben, der die Aufgaben stellt, und Herz und Verstand zu vereinen, daß sie zusammen rechnen, und vermag er diese nicht duldsam zu stimmen, daß sie den Sinnen auch zuweilen ein Wörtchen, freilich nur ein untergeordnetes, vergönnen, so bleibt er sein Lebenlang ein armer Teufel im Rechnen, verrechnet sich immer und, was das Peinlichste ist, vermag doch selten den Fehler zu finden, bis es zu spät ist. Und wenn zuweilen Einer den Fehler findet, und nun einen andern Rechenmeister an das Rechnen setzt, so rechnet ihm dieser wieder falsch und der letzte Fehler ist ärger als der erste. Darum, ihr Menschen, verwundert euch nicht, wenn ihr in der Schule schon die vier Spezies durchgemacht habt, sammt den Brüchen, und vielleicht sogar die Algebra, und ihr doch keine Lebensrechnung anzusetzen und durchzurechnen vermögt, sondern in die Brüche kommt und nicht wieder heraus.

In meiner Rechnung also stand eine Frau als Plus, nicht als ein zehrender, sondern als ein einbringender Posten, und nicht weil ich auf Vermögen rechnete, son-

dern auf ihr Kochen, Pflanzen, Waschen und Flicken. Obgleich dieses Rechnen in mir immer lebendiger wurde und immer häufiger wiederkehrte und erzeugt ward durch eine geheime Neigung, die mir selbst noch geheim war, so bewegte es mich denn doch noch nicht zum eigentlichen Suchen einer Frau. Durch eine besondere Güte Gottes wird das, was wir thun, in den meisten Fällen gar langsam in uns vorbereitet, damit wir demselben zuvorkommen oder es regeln könnten, wenn wir nämlich Augen hätten zu sehen, Ohren zu hören und einen Verstand zu begreifen.

Einst holte ich Wasser bei'm Brunnen, Mädeli stand mit seinem Kessel eben an der Röhre, eine alte Frau wartete und ein anderes Mädchen wusch Erdäpfel. Ich war pressirt, denn wenn ein Schulmeister von 11 bis 1 Uhr kochen und abwaschen soll, so hat er keine Zeit zu verlieren. Mädeli wußte das, und wie es sehr oft that, sagte es: Schulmeister, gebt mir euren Kessel, ich will ihn füllen, ich habe Zeit zu warten Damit nahm es mir denselben aus der Hand, stellte den seinigen bei Seite und den meinigen unter die Röhre. Stillschweigend standen wir neben einander und sahen dem Wasser zu, wie es nach und nach den Kessel füllte. Drüben hatte die alte Frau mit giftigen Blicken uns betrachtet, böse darüber, daß Mädeli lieber einem jungen Schulmeister seinen Kessel abgenommen, als einer alten Frau. Endlich sagte sie: Mädchen, meinst, der Schulmeister sei der Elieser oder gar der Isaak selbst. Eins wie Du, sollte die Nase nicht zu vorderst haben, er giebt gar zu gerne was drauf, den mannssüchtigen Mädchen. Der erste Theil der Rede machte mich lachen, darum achtete ich den zweiten wenig, und ging mit meinem Wasser lachend nach Hause, ohne etwas Weiteres zu denken, oder irgend Gewicht auf die Worte zu setzen.

Es vergingen ein bis zwei Tage, es verging eine Woche, ich traf Mädeli nicht mehr bei'm Brunnen. Da ward mir alle Tage bänger und jeder Tag länger, und als ich es einmal von weitem sah, mir entgegen kommen

und in ein Gäßchen ausbiegen, sobald es mich erblickte, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich konnte gar nicht begreifen, was das Mädchen ankam. Unter meinen zwei Paar Schuhen stöberte ich, so lange herum, bis ich etwas fand, das ich dem alten Schuhmacher zum Ausbessern bringen durfte. Es war Nacht und kalt, der Schnee girrte unter den Füßen und in den gefrorenen Fensterscheiben glitzerten funkelnd die sonst düstern Oellampen. Vor ihrem Häuschen wußte ich erst nicht, sollte ich am gefrorenen Fensterchen, oder an der verschlossenen Küchenthüre anklopfen. Da hörte ich in der Küche das Reiben des Harnischplätzes in der Pfanne, wußte also Mädeli in derselben und klopfte bei ihr an. Der obere Theil der Thüre ging auf und Mädeli frug: Wer hat geklopft? Ei, Herr Jesus, setzte es alsobald hinzu, seid Ihr es, Schulmeister? Das schien mir ein recht freudiges Verwundern zu sein. Ein Paar Schuhe hätte ich da, an welchen mir der Vater was machen sollte, antwortete ich, und trat in die Küche, und wollte da nach einigen Vorreden Mädeli fragen: was es denn eigentlich habe? Aber halte doch Niemand jungen Mädchen lange Vorreden! Mädeli trat in ihr Stübchen mit einem raschen Schritt, und hieß mich nachkommen, der Vater sei da. Ich mußte nun hinein, und fort war das Mädchen wieder.

Mit dem Schuhmacher konnte ich nun plaudern und seine Geschichte anhören, wie er auf seiner Wanderschaft in der Fremde gewesen, weit, weit hinter Murten bis gerade da, wo der große See aufhöre, und wie da ganz andere Menschen seien, als hier. Sie sagten dort drü Manne und drü Frauen, und redeten überhaupt eine ganz andere Sprache, die hier der Hundertste nicht verstünde. Dem hörte ich mit einem Ohr gar andächtig zu und mit dem andern auf Mädeli in der Küche, immer hoffend, es werde bald hereinkommen. Und als es endlich hereinkam, wollte es eine andere Schürze umbinden, um in's Dorf herunter zu gehen, unter dem Vorwand, Oel zu holen. Das wollte nun der Alte nicht geschehen lassen, und klagte,

es hielte sich seit einiger Zeit gar nicht mehr zum Spinnen, und in der Haushaltung thue es, wie wenn es noch nie etwas angerührt hätte; er wisse gar nicht, was mit ihm sei. Es solle jetzt am Spinnrad sitzen, sonst sehe es der Schulmeister, was es für eins sei und wie nichts nutz. Ich meinte: Das werde sich schon wieder machen, es gehe den Mädchen gar viel in den Kopf, aber auch wieder daraus. Mädeli warf mir einen langen Blick zu und setzte sich schweigend an's Rad. Da ich von ihm nichts als einsilbige Antworten erhielt und der Alte mir auch nicht kurze Zeit machte, so ging ich endlich wieder. Als Mädeli mir hinaus leuchtete, frug ich es, diesmal ohne Vorrede: ob ich ihm etwas zu Leide gethan, es dünke mich nicht wie sonst? Nicht, daß ich wüßte, sagte es, gut Nacht, Schulmeister, der Vater hat kein Licht, und begehrt auf, wenn ich mich säume. Somit stand ich wieder allein und wußte nun nur so viel, daß das Mädchen wunderlich oder böse über mich sei. Ich wurde nun auch böse und fand, es sei nicht der Mühe werth, um ein solches Mädchen sich weiter zu bekümmern, es thue so vornehm und stolz wie eine Herrentochter, und habe doch hinten und vornen nichts. Aber je böser ich mich stellte, desto mehr ging das Ding mir im Kopfe herum, und sobald man nicht mehr gleichgültig werden kann, so hat es gefehlt.

Endlich brachte mir der alte Schuhmacher meine Schuhe wieder mit der Entschuldigung: daß ich sie schon früher erhalten hätte, wenn er sein Mädchen hätte zwingen können, sie zu bringen, aber wenn er ihm den Kopf abgedreht hätte, es hätte es nicht gethan. Er glaube, der Hochmuth hätte ihm den Kopf verdreht, ein schöner Kühersssohn hätte einige Male mit ihm geredet, da werde es meinen, es hätte ihn schon.

Wahrscheinlich war ich feuerroth geworden, als ich das vernahm, und wo ich ging und stand, wurde ich des Sinnens nicht los, wie Mädeli sich schon mit Buben abgeben möge, so schlecht hätte ich es nicht geglaubt, und noch dazu mit Küherbuben, die ja immer thäten wie un-

geleckte Bären? Zum Pfarrer hatte ich gewollt, ihn aber nicht angetroffen, und ging in der Dämmerung wieder nach Hause. Vor mir sah ich ein Mädchen und holte, mit längeren Schritten behaftet, dasselbe bald ein. Es war Mädeli, das Salz geholt hatte. Wir erschraken beide und beiden ward bange um's Herz. Ein Mädchen ist an sich ein banges Wesen, und aus Mädeli's Selbstgeständnissen habe ich nachher erfahren, daß, was man für Stolz, Kälte oder gar Abneigung nimmt, gar oft nichts anderes als Bangigkeit ist. Bangigkeit im Bewußtsein der Schwäche, Bangigkeit, die einen Sturm erwartet, den abzuschlagen man nicht Kräfte genug fühlt. Darum macht Suffisance so viel Glück bei Mädchen und die widerwärtigsten aber zuversichtlichsten Menschen, nehmen die Preise vorweg, während so manche blöde Seele leer ausläuft, weil sie sich durch die mädchenhafte Bangigkeit, die aussah wie entschlossene, verhaltene Feindseligkeit, vom Sturme abschrecken ließ, wie die Krähwinkler vor gemalten Kanonen davon liefen und die bekannten sieben Schwaben sich nicht an einen Hasen wagten. Wir liefen neben einander her, ich frug bald dies und das; aber Mädeli wurde immer trockner und kürzer. Da wurde auch ich wieder bitterer und böser und frug endlich: wann es wolle aufbieten lassen? Das Mädchen sah mich groß an und sagte: es müsse erst Einen haben. Nach langem Hin- und Herreden sagte ich endlich: des Kühers Bub würde es ungern haben, wenn er hörte, wie es ihn verläugnete. Da blieb Mädeli stehen und eine zornige Röthe stieg ihm durch die Backen auf bis zu den Augen und rasch frug es: Wer hat was von Kühers Bub gesagt? Ich wollte zu spaßen fortfahren, aber Mädeli sagte: Schulmeister, ich schelte, wenn mir noch Jemand was von des Kühers Bub sagt, und jetzt sagt mir, wer hat euch was gesagt, sonst glaube ich, ihr habt es selbst erdacht. Da mußte ich endlich mit der Sprache hervor. Laut auf fing nun das Mädchen zu jammern an, daß die Leute so was von ihm sagen könnten, der Vater es

bestätige, und daß ich es glaube, das daure es am meisten, das sei nicht brav von mir.

Ob dem Jammer schmolz mein Herz. Bei Mädchenthränen sind Männerherzen gern wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung machen Weiberthränen. Ich bin aber auch überzeugt, sie sind sich chemisch nicht gleich. Ich fing an mich zu entschuldigen und zu trösten. Es sei gar nicht böse gemeint, sagte ich, aber es sei gegen mich so wunderlich gewesen, und gar nicht mehr wie sonst, daß es mich böse gemacht, auch der Vater habe es ja anders gefunden, und da hätte ich glauben müssen, was er gesagt. Ich hätte es fragen wollen, was es gegen mich habe, aber es habe wir ja nie gewartet. Es solle es mir jetzt sagen, was es gegen mich hätte, sonst müsse ich doch glauben, was die Leute sagen. Nach manchem Zögern, manchen Ausflüchten vernahm ich endlich in von Husten viel unterbrochenen Worten, daß ich ja bei'm Brunnen es auch ausgelacht, als es in guter Meinung mir Wasser gegeben und die alte Frau es so ausgeführt. Mein Gott, daran hatte ich nicht gedacht! So geht es Einem, der nicht Ironie und Witz versteht, der nicht weiß, wie tief solche Anspielungen bei Mädchen einschlagen und sie gewöhnlich zum Bewußtsein bringen, und dieses Bewußtsein nun sich verpallisadirt, die Offenheit in Verschlossenheit verkehrt, wodurch gar oft Herzen, die nicht mehr zum Verständniß kommen können, getrennt werden. Ich hatte jene Worte, hatte mein Lachen vergessen, aber im Mädeli war beides tief gedrungen; es errieth sich und glaubte sich errathen, und daß ich bei diesem Errathen gelacht, das that ihm wehe.

Nun war wieder die Reihe an mir, mich zu entschuldigen. Das that ich dann auch ganz ehrlich und redlich, so daß Mädeli mir anfing zu glauben, wieder traulich zu mir auffsah und ohne Husten erzählte, wie unwohl es dabei gewesen und wie weh ihm der Gedanke gethan habe, daß auch ich es nicht gut mit ihm meine. So gab sich eine recht gründliche Versöhnung, eine innige

Vertraulichkeit, und wir waren mit einander im Dorfe, ehe wir es uns versahen. Und kaum hatte ich noch Zeit, schnell und leise die Hoffnung auszusprechen, daß es wieder zur gewohnten Zeit bei'm Brunnen sein wolle, und ein Nicken zur Antwort erhalten, als begegnende Leute uns trennten und jedes seinem Häuschen zu mußte.

Ein heimlich Wort mit einem Mädchen sprechen, will schon was sagen, aber was eine Versöhnung ist's doch nicht. Es giebt nichts Gefährlicheres, aber auch nichts Schöneres zwischen Mädchen und Knaben, als eine Versöhnung. Wie die einem den Kopf so heiter und lustig, das Herz so leicht und doch so voll macht! Aber, Mädchen, hütet euch davor, sie sind gefährlich. Wie Liebeszank in unteren Ständen viel häufiger ist als in oberen, so sind da die Versöhnungen auch viel häufiger, viel inniger, viel gefährlicher.

Ganz eigen war es mir selben Abend zu Muthe, und Nachts in den Träumen sah ich Mädeli mir Knöpfe annähen, hörte ich rufen: Männchen, komm, ich habe gekocht, komm und iß. Und aus den Träumen der Nacht ging der Gedanke, Mädeli zu heirathen, in die Träume des Tages über. Immer nothwendiger schien es mir, eine Frau zu nehmen, immer unerträglicher ward mir meine häusliche Bürde, immer glücklicher ward ich, wenn ich das Mädchen sah, und immer klarer zeigten mir meine Rechnungen, daß ich es nirgends besser machen könne, als gerade mit Mädeli.

Drittes Kapitel.

Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird.

Da brachte mir eines Sonnabends Abend die Wäscherin meine Paar Hemdchen gewaschen wieder. Ich nahm sie ab und legte sie hin, ohne weiter nachzusehen, da ich gerade daran war, mir die Schuhe für den Sonntag zu putzen. Als ich die Hemden in den Schrank thun und eins für morgen zurück legen wollte, fehlte mir mein

bestes. Ich wußte gar wohl, daß ich es auch zu waschen gegeben, und lief daher über Kopf und Hals zu der Wäscherin und forderte dasselbe zurück. Diese stellte sich ganz verwundert, wollte nichts darum wissen, fragte: warum ich nicht gleich es gesagt hätte, daß mir etwas fehle? Hintendrein könnte ein Jeder kommen und sagen: mir fehlt dies oder das. Sie hätte da viel zu thun, wenn sie einem Jeden Bescheid und Antwort geben wollte oder müßte. So könnte einer kommod und wohlfeil zu vielen Hemden kommen. Kurz, die Frau brauchte ihre Zunge wie ein Wäscherweib, wälzte die Vorwürfe absichtlichen Betruges auf mich zurück, verdächtigte mich auf die schamloseste Weise. Sie sagte mir in's Gesicht, man habe sie schon lange vor mir gewarnt, sie werde noch Verdruß von mir bekommen, sie solle sich in Acht nehmen. Jetzt erfahre sie es, und sie begehre gar kein Stückchen mehr von mir zu waschen, sie werde es aber allen Leuten sagen, was ich für einer sei und wie ich es ihr gemacht hätte. Ich wußte auf ihren Wortstrom nichts zu erwidern als: Du bist eine wüste Frau, eine wüste Frau bist du!

Das waren aber alles nur blinde Schüsse gegen ihre Kartätschen, so daß ich nichts Besseres anzufangen wußte, als davon zu laufen, froh, daß das Weib mir nicht nachlief. Als ich aus dem Bereich des Feuers war, fing mein Kopf an immer mehr aufzuschwellen und zu brennen. Neben aller Noth nun noch den Verlust und neben dem Verlust die Verdächtigung und das Verbrüllen — das hatte ich von meinem ledigen Leben. So wollte ich es nicht länger ertragen, einmal mußte die Sache anders werden, und am besten doch, während ich noch einige Hemden hatte. Eine Frau, so hoffte ich, werde den Reden der Wäscherin wohl die Spitze zu bieten wissen. Ohne nun weiter mich zu besinnen, stürmte ich auf das Schuhmacherhäuschen zu. Ob ich klopfte, weiß ich nicht, wenigstens auf den Bescheid wartete ich nicht, und fand Mädeli im düstern Stübchen allein, kämmend sein langes, schwarzes Haar, vor sich ein altes Buch, Arndt's Schatz-

kästlein wahrscheinlich. Als ich hineinplumpste so ungestüm in's stille Stübchen, sprang Mädeli erschrocken auf, faßte mit der einen Hand das Licht und leuchtete nach der Thür hin, während die andere die langen, alle auf einer Seite herabrollenden Haare zurückhielt. Und als ob das Lämpchen selbst Freude hätte an dem lieblichen, in Schrecken erglühten Mädchen, warf es seinen hellsten Schein auf dessen Gesicht und über dessen Gestalt.

Vor mir stand lautlos das erleuchtete Mädchen, eher einer staunenden Fee, als einem kämmenden Schuhmachermädchen gleich, und ich brüllte dasselbe, ohne nur recht die Augen aufzuthun, an: Mädchen, ich muß eine Frau haben, willst sie sein, willst mich zum Manne? Da erschrak Mädeli noch mehr, die Hand, welche die Lampe hielt, erzitterte, und Oel trat in den Docht. Finster, fast erlöschend, brannte das Lämpchen, als ob es eifersüchtig geworden wäre und mir Mädeli verhüllen wolle, und Mädeli sprach: Mein Gott, Schulmeister, was hat's gegeben, was kömmt euch an so auf einmal! Da stürmte ich allerlei untereinander in meinem Zorn, von Nichtmehraushalten, von Hemden, Wäscherinnen, Heirathen und Kochen, daß der Tausend klug werden konnte daraus. Mädeli mußte noch einmal sagen, es wisse gar nicht, was ich eigentlich meine.

Endlich vermochte ich die Geschichte mit meinem Wäscherweib verständlich zu geben, aus welcher dann Mädeli so viel begriff, daß ich zornig geworden über meinen Verlust, über die Unverschämtheit des Weibes in Verzweiflung gerathen sei, und nun, statt mich in dieser Verzweiflung zu hängen an einen Nagel, an ein Weib mich hängen wolle. Darum antwortete Mädeli auch auf meine erneuerten Anträge: Schulmeister, es ist euch nicht Ernst, ist der Zorn verraucht, so habt ihr mich vergessen; wir wollen lieber nicht mehr davon reden, sonst könnte geschehen, was ihr bereut.

Da wurde ich dringlicher und sprach von Liebe und Zuneigung, aber noch immer fand ich keinen Glauben, sondern immer die Antwort: ich wüßte im Zorn nicht,

was ich mache. Da wurde ich noch dringlicher und inniger, setzte mich zu Mädeli auf die Bank und sagte ihm, wie ich nicht erst jetzt an's Heirathen mit ihm gedacht, wie es schon lange mir im Sinne gelegen, von allen Mädchen mir am besten gefallen; wie mein Herz mich zu ihm gezogen und mir immer am wohlsten in seiner Nähe gewesen. Wie ich aber nie recht gewußt, woran ich mit ihm wäre, bald sei es freundlich gewesen, bald habe es mich geflohen. Jetzt aber hätte mich der Zorn nur gestärkt, einmal zu vernehmen, woran ich sei, und ob ich meinem Knabenelend nicht ein Ende machen könne. Es solle mir doch recht nicht zürnen, daß ich so gekommen sei, und mir glauben, daß ich es schon lange lieb gehabt und ohne ihm nicht mehr sein könne. Es solle mich doch ja recht nicht verstoßen. Ich hatte es bei der Hand gefaßt und sah ängstlich ihm in's Auge. Und sein Auge trübte sich und füllte sich mit stillen Thränen, und während es seine Hand mir ließ, und diese Hand die meine fester umfaßte, schüttelte es wehmüthig seinen Kopf und die losen Haare und sagte: ich kann nicht glauben, daß ihr mich schon lange geliebt; ach! ich bin nur ein armes Mädchen, wer wollte mich lieben! Und in ein lautes Weinen brach das arme Mädchen aus, legte Kopf und Arme auf den Tisch und ließ in vollen Fluthen rinnen Ströme der tiefsten Wehmuth. Ich tröstete, so gut ich konnte, aber es brach immer wieder in Jammer aus und rief: Ach, Schulmeister, ich bitte um Gott, setzt ab und haltet mich nicht zum besten! Da fing es denn doch an, mir wieder warm im Kopf zu werden, und ich frug: ob es denn Ursache hätte, zu glauben, daß ich ein so schlechter Kerli sei, der Mädchen so für einen Narren hielte? ob es je etwas so Schlechtes von mir gesehen oder gehört habe? Mädeli hängte ihr Köpfchen, hielt mir an, ich sollte doch nicht zürnen, aber sie hätte ihren bestimmten Grund dazu, aber sagen könne sie mir den nicht. Ich aber wollte ihn wissen, begehrte mehr und mehr auf; während Mädeli sich immer fester an mich schmiegte und mir anhielt, doch

ja das nicht zu begehren. Aber je mehr Eins nachgiebt, desto hartnäckiger wird das Andere. Ich behauptete: wenn ich Mädelin lieb wäre, so hätte es mir von Anfang geglaubt und würde jetzt den Grund auch sagen dürfen. Das erschütterte das Mädchen: es kapitulirte endlich mit mir dahin, daß es die Sache mir leise ins Ohr sagen wolle, laut dürfte es wahrhaftig nicht. Ich hielt mein Ohr hin, aber es kitzelte sein Athem mich so wunderlich, bald sprach es so leise, daß es gar oft wiederholen mußte: Ihr habt nie gethan wie die andern Bursche, seid nur vor mein Fenster gekommen, und Sonntags nirgend wohin zum Weine.

Nun war es wieder an mir zu erklären, wie das gekommen. Ich erzählte, wie es mir früher ergangen, Stüdi mich zum Besten gehalten, Lisi mich angelockt und mißbraucht, wie mir das ganze Dorf aufgepaßt und mich zum Gespött gemacht habe. Wie ich da mir vorgenommen, mich solchem Elend nicht mehr auszusetzen, weil ein Schulmeister an einem fremden Orte immer ein verkaufter Mensch sei, und weil es mich denn doch dünke, es schicke sich nicht recht für einen Schulmeister, zu thun wie die andern Bursche.

Meine Beichte begleitete Mädeli mit den gehörigen Geberden und Ausrufungen. Ueber die Weibsbilder ließ es manchen Ton hören und meinte, alle Weibervölker müßten sich dessen schämen, daß es solche gebe, und man könne sich nicht wundern, wenn die Mannsbilder nicht besser wären und viele meinten, sie könnten mit jedem Mädchen machen, was sie wollten. Wenn es aber das nur gewußt hätte, und wie leid es ihm nun sei, daß es mich mißkannt! Ich tröstete wieder und fragte es nun auch: ob es mich denn eigentlich lieb habe und begehre, meine Frau zu werden? Da hob Mädeli seine schönen Augen auf und schlang den Arm um mich und sagte: O, Schulmeister, mein Lebtag war mir nie ein Mensch so lieb, wie ihr; ich dachte oft, ich versündigte mich, weil ich euch mehr liebte, als meinen Vater. Er tadelte mich

nur, rühmte mich nie, und die andern Mädchen verachteten mich, weil ich nicht so schöne Kleider hatte, als sie, die Buben spotteten nach mir aus; ihr waret der erste Mensch, der mich nie schalt, immer freundlich mit mir war. Von Anfang an war es mir lieb, wenn ich euch nur was zu Gefallen thun konnte. Ich hätte für euch durchs Feuer laufen mögen, und weinte oft, weil ich dachte, die andern müßten euch lieber sein, weil sie hübscher seien und schönere Kleider hätten. Als ich aus der Schule kam, war es mir so weh und öde, ich hätte sterben mögen, und allemal that es mir wohl, wenn ich euch sah, auch nur von weitem. Als ich vernommen, ihr kämet auch zum Brunnen, da war es mir, als verehre man mir das Himmelreich. Zwischen durch wußte ich oft lange Zeit nicht, war ich im Himmel oder auf der Erde, und wenn man mir nicht in die Ohren brüllte, hörte ich nichts. Aber erst, als die alte Frau das Gespött mit mir trieb, merkte ich, wie es mir war ums Herz. Da weinte ich mich fast todt. Ich dachte, ich sei nur ein arm Mädchen, Niemand kümmere sich um ein solches. Darum wolle ich ledig bleiben mein Lebenlang, und Niemand mußte es mir mehr ansehen, daß ich euch lieber hatte als andere Menschen, und deshalb mich ausspotten. Gabt ihr mir ein freundlich Wort, so that es mir so wohl im Herzen, aber nachher mußte ich um so bitterer weinen, wenn ich denken mußte, so ein arm Mädchen schätztet ihr doch nicht, da ihr auslesen konntet aus den schönsten und reichsten. Da war dann wieder die Reihe an mir, zu betheuern, wie es mir lieber sei als andere Mädchen; und wie ich an seiner Liebe gezagt, der Küherbub mich eifersüchtig gemacht, und wie Mädeli ein Mädchen sei, das für einen Landvogtbub zu gut wäre.

Solche Wechselrede ist gar süß und doch gar wunderlich. Man wird nicht satt zu hören und muß dann doch auch darein reden; und wenn man zu reden begonnen hat, so kann man wieder nicht aufhören, bis das Andere aus vollem Herzen mit süßen Worten übersprudelt. Wir saßen

so wonnereich an einander, hatten die Hände zusammengelegt, sahen einander tief in die Seele hinein; in die Seele, die nun unser war und an deren Gewinn wir nicht satt uns freuen konnten. O, es ist so herrlich, eine Seele sein nennen zu können, und doch können so viele Menschen sich nur über neue Kleider freuen, und so manche Braut nur über den Hochzeitsrock. Die armen Leute mit ihren armen Freuden!

„So, so, das geht lustig zu, wenn die Katze aus dem Hause ist, so tanzen die Mäuse!“ erscholl es auf einmal dicht vor uns. Wir fuhren aus einander und sahen den Papa Schuhmacher vor uns stehen, der von einem lustigen Schulmeister zu reden anfangen wollte, während Mädeli verschämt sich in eine Ecke drückte. Ich aber ermannte mich, trat dem redenden Schwiegerpapa mitten in seine Rede und erklärte: daß ich nichts Unehrliches begehrt, sondern Mädeli gefragt hätte, ob es meine Frau werden wolle, und Mädeli habe nicht Nein gesagt, und da hätten wir uns zusammen gefreut, daß wir zusammenkämen, wenn er nichts dawider hätte.

Da warf sich mein Schuhmachermeister in die Brust und meinte: das lasse sich noch sehen. Sein Mädeli sei ein Mädchen, wie es weit und breit keines gebe, das wäre für einen Bauern gut genug und nicht so für den Ersten Besten. Und wer ihm dann die Sache machen solle, wenn Mädeli heirathe? eine Magd vermöge er nicht! Man sei nur angeführt mit Mädchen, habe man sie groß gefüttert und ihnen alles angehängt, was man auf- und anbringen könne, so flögen sie aus, dem ersten Lump zu, der sie wolle, und ließen die Alten im Stich. Wenn sie auch noch an die Alten dächten und eine Ecke zu erheirathen suchten, wohin sie die Alten mitnehmen könnten, so wäre das ein Anderlei. Es frage sich, ob er mir das Mädchen gebe, wenn das noch ein wenig warte und thue wie die andern Mädchen, so fehle ihm ein guter Schick nicht. So polterte der Alte und wollte lange nicht auf gute Worte hören. Als ich endlich sagte, meine El-

tern hätten auch zwei Kühe zuweilen, und im Schulhaus werde wohl auch Platz sein für ihn, und Mädeli bittend ihn streichelte und ihm versprach, ihn nie zu verlassen: da ließ er allmählig die Milch herunter und nach einigem Brummen: „so ein Mädchen sei doch der dummste Hund von der Welt", gab er sich zufrieden und erklärte: wenn es nicht anders sein könne, so wolle er das Wüstest nicht machen, aber sagen müsse er, daß er nicht geglaubt, nur einen Schulmeister zum Tochtermann zu bekommen, so einer sei gerade zu ästimiren, wie gar Niemand, und verlassen auf sie könne man sich auch nicht, unter Hunderten sei kaum Einer, der selbst sich durchbringen möge, geschweige denn andere helfen. Kurz, es that dem Mann wohl, sich einmal breit zu machen und etwas von sich erbitten zu lassen, und als das geschehen war und er alle seine Höflichkeiten an Mann gebracht hatte, so wurde er zufrieden, ergötzte sich an dem Gedanken: was wohl die Leute sagen werden, daß sein Mädchen schon einen Mann bekäme, während manche reiche Tochter keinen kriegen könne, und schoß nebenbei allerlei Witze auf und ab.

Es war spät geworden, der Alte schläfrig. Er sprach vom zu Bette gehen und ich rüstete mich zum Weggehen, aber lange ging es, bis ich es zuwege brachte. Und als ich endlich draußen war, konnte ich wiederum vom zündenden Mädeli nicht Abschied nehmen, oder vielmehr ihn nicht enden, und wenn Mädeli ihn nicht endlich mit einem herzlichen Kuß geschlossen hätte, ich glaube ich stünde noch dort.

Viertes Kapitel.

Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams.

Erinnert sich noch Jemand, wie er es trieb, als ihm sein Pathe oder die Pathin den ersten neuen Batzen gab? Wie er den nicht aus der Hand brachte, höchstens auf Zureden der Mutter in die Hosentasche auf Augenblicke, aber schnell ihn wieder hervorzog, und wie er jedem Men-

schen sagte: Sieh, was mir der Pathe gegeben hat! und wie der Batzen mit ins Bett mußte am Abend. Ungefähr so macht es Einer, wenn er zum erstenmal eine Braut hat, eine Braut nämlich, die er einigermaßen liebt und auf die er einigermaßen stolz ist. Und ich stund alleine auf der Gasse und mußte mich einzig spazieren führen in mein einsames Häuschen, wo ich keinem Menschen es sagen konnte, daß ich eine Braut hätte und wie eine. Das war eine lange Nacht, es schien mir gar nicht Tag werden zu wollen, und ich glaube nicht, daß ich mein Lebtag an einem Wintersonntag meinen Kaffee so früh z'weg hatte und so früh z'weg war, um in die Predigt zu gehen. Ich hatte mich geputzt nach Vermögen und wenigstens dreimal das Halstuch anders umgelegt, und sah mehr als dreißigmal nach der Uhr, ob es nicht wohl Zeit sei zu gehen.

Endlich machte ich mich auf die Beine, aber Niemand war noch auf dem Wege; kein Mädchen sah ich hinter mir, keines vor mir. Mädeli hatte einen Sinn mit mir, und wahrscheinlich war ihm die Nacht nicht kürzer vorgekommen als mir. Er war auch frühe gerüstet, aber so ein alter Schuhmachermeister läßt sich durch eine Braut nicht aus seiner Gewohnheit bringen, höchstens zu einem Fluch: was das für es dolders Pressier sei heute, es werde noch lange frühe genug kommen, um an die Füße zu frieren und Langeweile zu haben. Ja, wenn der Pfarrer es könnte wie der hinter Murten, so wollte er nichts sagen, der habe gepredigt, daß der Kalch von den Wänden gefahren sei, und auf das Kanzelbrett habe er geschlagen, daß es einen hoch aufgesprengt. Ja, da habe es sich der Mühe gelohnt, in die Kirche zu gehen, aber hier könne keiner nichts, und im Winter sollte man es ihnen ganz abstellen. So machte er eher langsamer als geschwinder, daß ich ganz die Hoffnung aufgab, Mädeli zu sehen in der Kirche. Endlich, als man schon zu singen angefangen, kam es herein. O, wie wohl that mir das und wie ein ganz anderes Gesicht machte ich, wahrscheinlich eines wie die Erde, wenn die Sonne sie anscheint. Was weiter Kirchliches vorging,

weiß ich nicht. Meine ganze Seele, alle meine Wahrnehmungskraft lag in meinen Augen, und diese Augen sahen ein Stücklein von Mädelis Haaren, und da blieben sie vor Anker unverwandt. Das Schelmenkind hätte mir wohl etwas besser z'weg sitzen können, wie andere Mädchen auch thun; allein es hatte sich hinter eine Bäuerin gepflanzt, die einen Kopf hatte wie einen Bombenkessel, und dort blieb es fest und unbeweglich. Nur beim Aufstehen und Niedersitzen wußte es mir ein Aeugelein zuzukehren, um sich zu überzeugen, ob ich noch immer an's gleiche Ort sehe. Nach der Predigt wollten mich einige Schulmeister aufhalten und mir berichten von einer neuen Mode Schul zu halten, wo die Kinder wie die Soldaten auf der Schützenmatt auf und ab marschirten; man nenne sie die gegenseitige, weil die Kinder immer gegen einander sehen müßten. Mir brannte aber der Boden unter den Füßen, ihren gelehrten Erörterungen entwand ich mich gewaltsam. Leider fand ich Mädeli nicht alleine, sondern der lange Chorrichter ging mit ihr und noch einige Mädchen. Und der Chorrichter erzählte den Mädchen lange Geschichten vom Chorgericht, und wie das Einer ergehe, wenn sie vor Chorgericht müsse. So konnte ich mit Mädeli gar nichts reden; aber ansehen konnte ich es doch vom Kopf bis zu den Füßen, wenn nicht etwa der lange Chorrichter wie ein dicker Schatten zwischen uns trat.

Ich hoffte nun, es komme in die Kinderlehre, doch umsonst; Mädeli ließ sich nicht sehen, wohlweislich. Ein rechtes Mädchen hat hundertmal mehr Verstand, als ein Schulmeister. Was hätte das für eine Kinderlehre geben müssen, wenn Mädeli da gesessen und meine Gedanken und Augen immer bei ihm gewesen wären. Was das für einen langweiligen Nachmittag gab: und wie ich immer bei mir werweisete, ob ich nicht auch am hellen Tag z'Schuhmachers könne, das gehe ja Niemand etwas an und die Leute würden es doch bald vernehmen. Aber ich hatte nicht mit Mädeli darüber gesprochen, wußte nicht, ob es dasselbe etwa ungern hätte, und wartete so, bis es dunkel

ward. Da steckte ich meine Tabakpfeife an und füllte meinen Tabakseckel zu, um meinen Schwiegervater mit Dreikreuzerigem traktiren zu können, und wollte eben das Licht abblasen, da klopfte noch Jemand. Ich meinte schon, es sei etwa Mädeli, aber da trat herein des Amtmanns Knecht und sagte: Schulmeister, du mußt mir etwas schreiben. Somit zündete er seine Pfeife auch an, pflanzte sich auf den Ofen so lang er war, und berichtete erst lange von einer Kuh, welche rothe Milch gebe. Als ich ihn mit Mühe von diesem Kapitel abbrachte und wissen wollte, was ich schreiben solle, da blies er dicke Wolken aus seiner verschlammten Pfeife und etwas verlegen sagte er: Unsere Magd, welche Weihnachts fort ist, hat mir geschrieben und befohlen, daß ich ihr auch einen Brief mache, und jetzt mache mir einen, Schulmeister. O Herrgott! wie mir da die Ungeduld im Blute krabbelte! Aber wenn einmal so ein Hans oder Benz auf dem Ofen liegt, mit einer Pfeife im Gesicht, so bringt da keine Ungeduld mehr etwas ab.

Ich wußte also nichts Besseres, als so schnell möglich mich hinzusetzen, nahm Papier vor mich und fragte: Nun, Hans, was soll ich schreiben? Meinethalben was du willst, mache nur einen, daß man ihn vermachen kann und auf die Post thun. Aber was soll ich drein machen, frug ich ungeduldig. Das sollst du wissen, Schulmeister, was man so in einen Brief macht, antwortete er kaltblütig. Ich sagte, es werde im Brief, wo er bekommen habe, wohl etwas gewesen sein, darauf hätte geantwortet werden sollen. Ja, das wisse er nicht, sagte Hans, er hätte sich auf das Gekratz nicht können verstehen. Ich fragte nach dem Briefe. Ja, den habe er behalten wollen und ihn in der Tasche gehabt, allein heute beim Melken einer Kuh das Euter damit abgewischt, weil er grade kein sauber Stroh im Stall gehabt. Aber das mache ja nichts, ich solle doch nur was machen, das sei doch gleichgültig, was so in einem Briefe sei. Ich fragte allerlei und brachte endlich heraus, daß ich schreiben sollte: der Zingel habe

zwei Kälber gehabt, beides Stierenkälber, und gebe einen ganzen Kessel voll Milch, und die neue Magd sei ihm nicht anständig, sie brauche ihm gar viel Stroh für die Schweine und verleg ihm den Säumist nie. Wenn sie wieder zusammenkämen, müßte sie ihm eine Flasche zahlen, von wegen der Brief hatte 6 Kreuzer gekostet, daneben lasse er sie grüßen. So viel brachte ich endlich heraus und stylisirte das, so gut ich in meiner Ungeduld konnte.

Endlich war ich fertig, aber Hans begehrte nicht fort, er war gewillet, mir den Abend durch kurze Zeit zu machen. Er nahm den Brief, sagte: danke, oder kostet er was? und blieb liegen. Ich durfte nicht sagen, daß ich zu Schuhmachers wolle, sonst hätte er gesagt, er komme mit. Nach langem Sinnen wußte ich nichts anders zu machen, als nothwendiges Reden mit dem Wirthe vorzuschützen. Kam Hans mit, so konnte ich ihn dort sitzen lassen, kam er nicht, desto besser, so brauchte ich auch nicht hin. Hans sagte: Er habe die Holzschuhe an, möge heute nicht ins Wirthshaus. Es sei ihm wohl hier, er möchte wohl warten, bis ich wiederkomme. Ohne weitere Complimente ließ ich ihn nun liegen und eilte über Hals und Kopf zu meinem Mädchen. Es ist kurios, wie der Brautstand eine Zeit der Sympathie ist, oder, wie Gelehrte sagen würden, wie zwei Brautleute in eine Art magnetischem Rapport zusammen stehen, was das Eine fühlt, fühlt auch das Andere, die gleichen Gedanken steigen zu gleicher Zeit auf, die gleichen Bedürfnisse wandeln sie zu gleicher Zeit an.

Mädeli hatte nach mir verlangt, so gut wie ich nach ihm, und zu seinem Verlangen war noch die Angst gekommen: was das Ausbleiben zu bedeuten hätte, ob ich reuig geworden oder sonst etwas? Da hatte es sein Näschen zwischen der Küchenthüre hinaus ins Freie gestreckt, bis es roth angelaufen war und es endlich mich daher schnaufen hörte. Da fuhr es erst zurück und ward bange ums Herz und dann wieder fröhlich, und öffnete die Thüre, und hatte nun keine so große Eile mehr, mich in

die Stube zum Alten zu stoßen, und keine Angst, als mein Gesicht etwas nahe zu dem seinen kam. In der Stube saßen wir gar fröhlich beisammen, und Mädeli zog aus dem Ofenloch eine sorgsam zugedeckte Kanne mit Kaffee und legte mir Brot vor, und hatte eine gar herzliche Freude, mich zum ersten Mal speisen und tränken zu können, und noch dazu mit so gutem Kaffe, denn zu dieser Kanne hatte es drei Bohnen mehr genommen, als gewöhnlich, nach der Tradition von seiner Mutter her, zu nehmen waren. Nun kam gar manches zur Sprache, was gestern im Sturm der Gefühle nicht berührt wurde.

Fünftes Kapitel.

Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer.

Wir hatten gar nichts davon geredet, wann Hochzeit gehalten werden solle? Schon am nächsten Sonntag wollte ich verkünden lassen. Mit beiden Beinen hätte ich gerne auch diese Zwischenzeit übersprungen. Mir und Mädeli gab ich ganz ehrlich als Grund an, daß ich in vier oder fünf Wochen längstens wieder müsse waschen lassen, und wer mir dann waschen solle, wenn ich noch keine Frau hätte? Zu jener Wäscherin werde ich doch nicht mehr sollen? Aber der Alte und Mädeli waren nicht dieser Meinung. Ueber Mädeli's ganzes Wesen zuckte freilich ein Strahl glühender Freude, als es sah, wie Ernst es mir sei, denn vor lauter Freude hatte es noch immer gezagt und gezweifelt, wie Thomas; aber es überlief es doch ganz heiß, sich in vier Wochen als Frau zu denken. Gar viel hätte es noch z'weg zu machen, meinte es, so daß es bis zu jener Zeit unmöglich fertig sein könne. Und der Alte schüttelte noch mehr den Kopf ob solchem Pressieren. Er vermöge zwar seinem Kinde nichts mitzugeben, und apparte neue Kleider könne er ihm auch nicht machen lassen, die, welche er ihm habe machen lassen, wo es confirmirt worden sei, seien aber noch wie neu. Aber ein oder zwei Hemden, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe, das

wolle er doch sehen zu machen; aber dazu brauche es mehr Zeit, als vier Wochen.

Wenn er zu uns komme, so bringe er allweg noch etwas Hausrath mit, und das werde mir auch kommod kommen. Daß ich keine Ehesteuer erhielt, und Mädeli zur Ausstattung nicht mehr als ein neues Hemd oder zwei, erschreckte mich gar nicht, hätte ich es doch eben so lieb auch ohne das genommen. O ich hatte jetzt in dieser Beziehung gar gemeine Gedanken, und wirklich die Hoffnung, von der Liebe leben zu können, die ich jetzt eigentlich zum ersten Mal zu einer bestimmten Persönlichkeit recht fühlte, obgleich ich von Jugend auf die Mädchen gerne gesehen und bereits zwei Liebesgeschichten gehabt hatte. Hätte ich vornehmere Gesinnungen gehabt, so hätte ich da mit meinem Schwiegerpapa zu markten angefangen, denn einen Bruder oder Vater hatte ich nicht, dem ich des Anstands wegen den Handel auftragen konnte, wie man es da thut, wo man ein besonders feines Gefühl für Anstand besitzt. Da marktet man dann zusammen bis aufs Blut schriftlich und mündlich, und giebt sich auf die feinste Weise die unverschämtesten Dinge zu verstehen, und bricht den Handel doch nicht ab.

Es geschieht aber doch auch, daß ein solcher Handel sich zerschlägt, rumpirt, weil man bei genauerem Nachfragen fand, daß das Ding sich dennoch nicht standesgemäß gebe. Da ists nun wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Naivität die Leute das sich gestehen, und mit welcher christlichen Resignation sie aus einander gehen, sich gegenseitig sagen kaltblütig: Adieu ma chère! Adieu mon cher! Da sieht man den wahren bon-ton, da zeigt sich, was feine Lebensart heißt, da sieht man die wahre Abgeschliffenheit.

Freilich hätte der Handel nur um noch ein Hemd, einen Unterrock und höchstens um ein Mieder gehen können, und nicht um 30 oder 60 tausend Gulden, aber am Ende ist Handel doch Handel. Dieser Handel wird allerwärts getrieben, aber doch je vornehmer man sich glaubt,

um so offener und naiver treibt man ihn. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein Vornehmer glaubt, alles was er thue, sei auch vornehm, und Niemand habe da von Ferne den Verstand, ihn zu kritisiren. Ist noch Niemand aufgefallen, welch bedeutenden Unterschied man macht zwischen vornehm und nobel? Noblesse hat dann schon wieder die höhere Bedeutung von nobel verloren und ist blos das Hauptwort von vornehm.

Wenn also nicht vornehm, so hoffe ich doch nobel gehandelt zu haben, als wir ohne Markten zusammentraten, und Jedes nur in der Liebe des Andern seine Rechnung fand. Diese Rechnung legte uns freilich viel Entbehrungen auf, brachte uns in manche Noth, aber wir versanken doch nicht in der Noth, die Noth erzog uns, rief Kräfte in uns auf; die Noth gab Erfahrungen, die Erfahrungen brachten Läuterungen, von denen ich sonst keinen Begriff erhalten hätte.

Solche Erfahrungen und Läuterungen machen das wahre Fuchsenthum dieser Welt aus, das eine obere Hand geordnet hat und leitet, und das die darin Bestehenden nobel macht. Darum, Leute, sucht es nicht muthwillig, aber scheut es auch nicht feige. Macht es euch auch nicht vornehm, so macht es euch doch nobel. Und seid ihr schon vornehm, so thut einmal eure Augen auf, und seht wie herrlich und imponirend Einer aussieht, wenn er vornehm und nobel auf einmal aussieht, und wie lächerlich manchmal und andermal traurig Einer aussieht, wenn er imponiren will, und nicht nobel drein sieht, weil er nicht nobel ist.

Doch wo gerathe ich hin! Von meinem alten Schwiegervater, der ehrlichen Pechhaut, weg, mit der ich nicht markte um sein Kind, auf alte und neue Junker, die imponiren wollen und nicht können, die um Alles handeln und markten, um ihre Kinder und um andere, um ihre eigenen Sachen und um andere Sachen. Nehmt es nicht für ungut, alte und neue Herren, aber eben das Pech, an dem so viel kleben bleibt, und wo man, was einmal

klebt, nicht mehr losbringen kann, brachte mich von meinem Schwiegervater weg in eine so vermessene Gedankenreihe.

Bei meinem Schwiegerpapa war aber leider nichts kleben geblieben, als gerade das Pech selbst und einige Erinnerungen aus seinen Wanderungen hinter Murten, daher preßten ihm auch seine geringen Versprechen schwere Seufzer aus. Ich wollte mich dadurch nicht abschrecken lassen, wollte versprechen, alles Nöthige selbst anzuschaffen, er solle gar keine Kosten haben. Aber er fragte mich: ob ich dann so viel Geld hätte, und ob ich nicht daran gedacht hätte, daß noch viel andere Dinge anzuschaffen seien, und ob es nicht für einen Schulmeister gescheuter sei, mit dem Heirathen zu warten, bis die Schule zu Ende sei, wo man dann Zeit habe, der Sache nachzusinnen und nachzudenken, und noch dazu der Lohn fällig sei? Nach langem Hin- und Herreden mußte ich endlich einwilligen, zu warten bis nach dem Examen.

Sechstes Kapitel.

Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen.

Daß ich zerstreut in der Schule war, wird man begreiflich finden, und eben so begreiflich, daß mein abendliches Visitenmachen bei Schuhmachers den Leuten auffiel. Wäre ich alle Nächte hin zu Kilt gegangen, so hätten die Leute ganz einfach gesagt: Der Schulmeister geht zu Schuhmachers Mädeli, und wären vielleicht nur darüber uneinig gewesen: ob ich es nehmen werde oder nicht. Daß ich aber um 6 Uhr Abends hin ging und um 10 Uhr heim kam, das fiel gewaltig auf. Obgleich nun die Leute gar nichts Böses sahen, höchstens daß ich gerne in seine Augen sah, so fanden sie denn doch Ursache genug, uns recht unehrliche Dinge nachzureden, behauptend, wenn ich etwas Ehrliches mit dem Mädchen wollte, so würde ich zu ihm gehen, wie andere Buben auch zu ihren Mädchen, d. h. zu Kilt ins Kämmerlein, und nicht beim Licht und in

der Gegenwart des Vaters. So viel vermag Sitte und Vorurtheil.

Der Pfarrer sagte mir einmal, als ich mich bei ihm verabschiedete: Es sei ihm leid, daß er allerlei Gerede von mir vernehmen müsse. Er glaube zwar nicht daran, aber ich solle mich doch in Acht nehmen. Nach einigem Verwundern und Erörtern vernahm ich, daß die Leute mir Unehrliches nachsagten. Ich bekannte dem Pfarrer, daß wir Brautleute seien, nach Ostern verkünden lassen wollen, und daß wir gemeint hätten, es sei für einen Schulmeister anständiger, wenn wir so zusammen kämen, statt wie die Andern; ich sehe es aber wohl, es sei doch besser und anständiger es zu machen, wie andere Leute. Der Pfarrer aber brannte auf, daß mir so was jetzt nur in Sinn stiege, nachdem ich mich so brav benommen bis dahin. Im Gegentheil werde er am Sonntag eine Predigt darüber halten und den Leuten sagen: was sie seien und wie sie nicht einmal wollten, daß Andere besser würden. Ich hielt ihm gar hart an, daß er das nicht thun solle, aber erst auf das Versprechen, daß ich nicht zu Kilt gehen wollte, entsprach er auch mir. Wir beide gingen aber brummend aus einander. Jeder glaubte dem Andern allzu viel nachgegeben zu haben. Er glaubte eine wichtige Gelegenheit versäumt, einen krebsartigen Mißbrauch abzustellen, und um ein in die Hände gekriegtes Musterbild Andere zu versammeln. Ich meinte um des Eigensinns des Pfarrers willen noch länger dem Tadel mich preisgeben zu müssen; ich meinte, das Klügste wäre, zu thun wie andere Leute; das sei doch das Anständigste, und alle früher gemachten Erfahrungen waren ordentlich wieder vergessen. O es ist gar schwer, Erfahrungen nicht nur zu machen, sondern sie auch zu behalten, nicht irre zu werden an ihnen.

Es ist auch gar schwer, nicht nur für einen Schulmeister, sondern für Wissende und Gebietende dieser Erde, in jedem gegebenen Falle zu entscheiden, wo bei dem rechten Mann oder Christ die Akkommodation anfangen und

aufhören, der Widerstand beginnen und unterlassen werden soll: Akkommodation und Widerstand gegen öffentliche Meinung und übliche Sitte. Offenbar liegt hier der Entscheidungsgrund nicht in Nutzen oder Schaden, überhaupt nicht in den Folgen; sondern er liegt in dem, was Recht ist. Nun aber ist denn doch Vervollkommnung, vernünftiger Fortschritt im Zwecke des Menschengeschlechts. Es ist aber klar, daß unbesonnenes, übereiltes Entgegentreten das Böse fördert, Gutes zerstört. Daher ist's schwer zu entscheiden, wann man das Unkraut aus dem Weizen nehmen, wann man es lassen soll bis zur Ernte. Aber traurig ist's, wenn man die Feigheit der Menschen sieht in dieser Beziehung. In aufgeregten Zeiten, wo die Meinung Alles, die Sitte wenig gilt, da sieht man Menschen mit der niederträchtigsten Niederträchtigkeit Sklaven der öffentlichen Meinung werden und keine andere Meinung haben, als die, welche gerade Trumpf ist, und welche Leib und Leben schützen, ein Pöstlein bringen kann, während die gleichen Feiglinge die christliche Sitte auf die frechste Weise höhnen im einfältigen Glauben, nun sei einmal die Zeit gekommen, wo man nicht mehr achte auf Sitte und Zucht, wo im Gegentheil der der Größte auch unter den Menschen sei, welcher die größte Sau unter den Säuen sei. Die Dummköpfe wissen nicht, daß es Zeiten giebt, wo man an Orten, z. B. in Nidau im Kanton Bern, nichts hört als Frösche, Frösche und wieder Frösche. Wird daraus ein vernünftiger Mensch schließen, es seien nun keine Menschen mehr, sondern lauter Frösche, und für ihn die höchste Zeit, auch ein Frosch zu werden, um nicht einzig ein vernünftiger Mensch zu bleiben?

Können nun hier das Rechte treffen die Höchsten nicht, so ist es Schulmeistern auch nicht zu verargen, wenn sie es nicht kennen, wenn sie z. B. in jedes dreckige Horn blasen, das man ihnen vor das Maul hält, und dann wieder Dinge sich erlauben, die weder im alten noch im neuen Testament erlaubt sind.

Mädeli weinte, als ich ihr sagte, was die Leute uns

angedichtet hätten, und wir beschlossen nun, uns förmlich als Brautleute zu erklären, und nicht die Gemeinde erst mit dem Geheimniß von der Kanzel aus zu überraschen, wie es sonst auf dem Lande der Brauch ist. Da verhüllt man die Geschichte, so lange sie zu verhüllen ist, sagt nichts vor den Leuten, bis man verkündet ist, und läßt unter zehn Malen wenigstens sechse nicht verkünden, bis man muß.

Was nun die Leute für Augen machten, als sie das hörten, als sie sahen, daß ich einst ungescheut für Mädeli bei'm Krämer ein Nastuch und einen Fingerring kaufte, und ein andermal es zwang, selbst mit mir zum Krämer zu gehen, um sich Tuch auszulesen für ein Kamisol.

Ich hätte dem Mädchen Alles anhängen können, was ich hatte, und alle Tage mußte es mir abwehren, wir würden das Geld sonst noch brauchen. Dann sang es mir gewöhnlich das bekannte Lied:

My Schatz, we du de z'Märit thuesch gah,
Su krämerle nit geng so viel.
We du de dys Gütli verkrämerlet hesch,
Was soll ih de mache mit dir?

Was nun aber das den Leuten zu reden gab, und wie sie an unsern Brautstand nicht glauben wollten, und immer meinten, ich meine: ich sei ein Herr und müsse es machen wie ein Herr, d. h. ein Maitreßli haben und dieses mit Geschenken überhängen!

Wir mochten nicht erwarten, bis wir durch das Verkünden unsern Ernst zeigen und die Leute etwas g'schweigen konnten.

Siebentes Kapitel.

Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe.

Endlich wurden die Tage länger. Der Schnee verließ die Felder, Lerchen sah man auf den Aeckern wieder und in den Baumgärten die Merzenglöcklein, der Kinder

Lust. Die Schuljugend wurde wilder und ungezähmter neue Lebenslust fuhr in sie, ihr Blut schien heißer zu werden; eine Regsamkeit durchströmte sie, mit der der Schulmeister gewöhnlich seine liebe Noth hat. Er bringt sie nicht vom Spielen weg, nicht mehr in die Stube herein, wenn sie einmal draußen sind.

In den Gärten sah man wieder Weiber, in den Baumgärten wurde geschafft, und schöne weiße Wäschen hingen in einfacher Reihe aufgespannt, damit sie desto größer schienen, allenthalben zum Trocknen an der lieben Sonne; Märzenstaub wirbelte auf den Straßen, und lustig wälzten in demselben sich die Hunde.

Mit Mädeli hatte ich je länger je mehr abzureden, und konnte doch nie recht mit ihm ausreden. Wir mußten an's Pflanzen denken, und wußten nicht recht, was und wie viel von diesem und jenem, und wußten nicht recht, durfte Mädeli mir dabei helfen. Es schämte sich fast dessen, ehe wir verheirathet waren. Und zwischen ein redete es mir immer mehr von meinen Eltern, meiner Heimath; fragte: ob ich ihnen meine Heirath geschrieben, ob sie nicht kämen, ob ich nicht hin wolle? daß ich am Ende einmal fragte: ob es etwa mit mir kommen wolle, um auch zu sehen, wo ich daheim sei? Mädeli meinte, das sei ihm gar das Rechte; es hätte schon lange gedacht, es wäre doch nicht recht, wenn es sich meinen Eltern nicht anrekommandiren würde; es seien doch immer die Eltern, und sie meinten es vielleicht jetzt besser mit mir, als früher. Ueberdies nahm es Mädeli doch auch Wunder, wie unser Gütlein aussehe und ob wir auf demselben wirklich Kühe und nicht etwa nur Ziegen halten könnten. Ueberhaupt hat es für ein Mädchen immer einen ganz besondern Reiz, und besonders im Frühjahr, einen Tag frei in die Welt hinaus zu können. Reiche Mädchen fahren ein- und zweispännig, aber mit noch größerer Lust gehen arme Mädchen zu Fuß. Und wenn sie auch in den ungewohnten Lederschuhen Blasen bekommen, erst die Strümpfe, dann die Schuhe ausziehen und

barfuß gehen müssen: so ist ihr Herz doch wonnevoll, und noch ganz besonders, wenn ein Bräutigam ihnen vorausgeht und alle hundert Schritte einmal zurücksieht, ob sein Schätzli noch nachhinke, oder etwa schon am Zaun liege.

Mir war das Ding auch ganz recht, und nur Schüchternheit war's, was mich so lange abgehalten, hinzugehen. Wenn schon nicht feurige Liebe, eine gewisse Anhänglichkeit fühlte ich immer gegen meine Eltern. Auch spienzelte ich gern mein Mädchen in meiner Heimath, und manchen Abend vor dem Einschlafen sah ich, wie die Weiber meiner Mitbürger unter die Küchenthüre schossen bei unserm Durchgehen, und hörte, wie dann eine Nachbarin zu der andern sagte: z'Webers Peterli hat noch ein brav Mensch, es nimmt mich Wunder, daß er ihn nimmt. Und mich nahm Wunder, was meine Mutter dann von ihr erzählte, und ob sie nicht rühme: es sei nicht nur eine hübsche, sondern auch eine reiche, und ihr Vater hätte sieben Gesellen und das Leder für viele Jahre voraus. Ob sie es machte, weiß ich nicht, aber gelacht habe ich oft, wenn so eine Schwiegermutter, welcher ihr Sohn eine Braut aus einem andern Dorfe vorstellte, dann von Haus zu Haus lief, und ausstrich, wie ihr Sohn eine Reiche erhalte und was er Alles erheirathe, und wie spärlich und ärmlich dann die Braut aufzog, und dann die Mutter mit einem reichen Vetter sich aushalf, der gar geizig sei und jetzt nichts geben wolle, sondern immer sage: man könne einst dann Alles zusammen nehmen, es gebe dann nur desto besser aus.

Trotz dem Liedchen kramete ich Mädeli doch noch, um recht stattlich mit ihm aufziehen zu können, wurde dafür auch tüchtig ausgescholten und dann doch noch zärtlicher geküßt, als sonst. Es ist ein eigenes Wesen mit Bräuten und Weibern; sie lassen sich alle gerne kramen, ja viele machen den Kram zum Maßstab der Liebe; und viele, denen am Kram viel, an der Liebe wenig liegt, geben vor, nach dem Kram müßten sie die Liebe messen. Da unterscheide nun ein Mann, woran er eigentlich ist!

Das war ein wichtiger Tag für Mädeli, so weit war es sein Lebtag nicht gekommen, daher des Abredens gar viel war, und sicher manche fast schlaflose Nacht.

Mädeli wäre um Mitternacht aufgebrochen, nur mit Mühe konnte ich es dahin bringen, daß es erst um 3 Uhr das Frühstück bereit hielt. Als ich ziemlich exakt hinkam, hatte es meiner schon lange gewartet und war z'weg, so z'weg wie die Kinder Israel bei'm Auszug aus Egypten, und hatte auch gar nichts vergessen. Z'weg sein zur abgeredeten Stunde und nichts vergessen, das ist eine gar schöne Tugend, die allen Weibern gar schön stehen würde, zwar den Männern auch. Aber es giebt halt Menschen, die nie z'weg sind, im Leben nie und auch im Tode nicht.

Am Morgen zwitschern am lustigsten die Vögel, den Tag über verstummen sie, vor dem Schlafengehen öffnen sie dann wieder ihre Schnäbelchen und schlagen bald weichmüthige, bald zärtliche und bald schläfrige Triller.

Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an dessen westlichem Rande der erblassende Mond der Erde die letzten Küsse gab.

Es ward uns weit um's Herz und traulich in demselben; behaglich und vertraulich wanderten wir mit einander. Ein gewisses freudiges, unnennbares Erwarten des kommenden Tages lagerte auf unsern Gesichtern. Etwas Aehnliches fühlt jeder Reisende an schönen Morgen. Aber so ganz das Gleiche fühlt nur die Braut und der Bräutigam, wenn sie zum ersten Mal allein zusammen auf den Weg sich machen, sei's zu Fuß oder zu Wagen. Sie sind nun Reisegefährten, vor ihnen liegt ein langer Weg und ein unbekannter Tag. Vereint zu Schutz und Trutz gehen sie dem Weg und dem Tag entgegen, und fühlen vereint den heitersten Muth, das wonnige Bewußtsein, Lebensgefährten zu sein. Dieser Tag ist ihnen ein Vorbild ihres Lebens, der Weg, die Reise durch's Leben. Möchte man denn doch die Fröhlichkeit und die Traulichkeit bei'm Ausmarsch den ganzen Tag

bewahren, und am Abend ohne traurige Täuschungen noch inniger vereint Einkehr halten wieder in der Herberge.

O wie rosig sah es an diesem ersten Reisetage in manchem Mädchenherzen aus, und aus so manchem rosigen Mädchenherz ist ein Weiberherz geworden, inwendig gallenvoll, auswendig stachlicht, wie eines Igels wohlbekannte Haut! Weiber, wer hat euch also verhexet?

Munter ging die Wechselrede und jedes redete von sich und bekannte seine Fehler, die, welche es kannte nämlich, und seine Vorsätze und seine Hoffnungen. Mädeli bekannte manche Unkunde, besonders im Pflanzen; kochen hingegen könne es, wie wir es etwa haben werden, und ich brauche es nicht zu trösten wie jene Braut, die gar bitterlich weinte, als sie mit dem neuen Mann aus der Kirche ging. Der fragte sie endlich: Was weinst du? Ach, Gott, wenn ich nur kochen könnte, aber ich kann nichts, kann weiß Gott nichts! (aus diesem Grunde könnte noch Manche weinen.) Da antwortete der Mann kaltblütig: Du Tröpflein, deswegen weine doch nicht, ich habe ja nichts zu kochen! Da soll die Braut erst recht angefangen haben zu weinen. Hingegen, sagte Mädeli, könne es nähen für den Hausbrauch, und das sei ihm schon manchmal kommod gewesen. Aber ich solle nicht zürnen, es sei empfindlich, möge böse Blicke und böse Worte nicht ertragen, die thäten ihm gar zu weh, dann halte man ihm vor, es schmolle, und doch sei es gewiß nicht das Schmollen, sondern das Weh, daß man es nicht lieber habe. Ich bekannte auch; bekannte Unschlüssigkeit und ein mißtrauisch Wesen, das mich aber erst angekommen. Aber eine Frau solle es gut haben bei mir, meinte ich, fast wie eine Herrenfrau, und viel besser als viel Bäuerinnen. Zu pflanzen hätten wir nicht so viel und dann könne sie an Schatten und Scherm bleiben, und über das Geld wollten wir nur einen Schlüssel haben; was meins sei, das sei auch seins, und da könne es nehmen, so viel es wolle. Wir wollten es nicht so machen, wie es mancher Herrenfrau und auch noch Bauernweibern gehe, die jeden

Kreuzer mit Angst und Noth betteln müßten. Ich vergaß nur zu versprechen, daß Mädeli immer Geld genug vorfinden solle; aber an dem zweifelten wir nicht. Wir rechneten zusammen meinen Lohn, meinen Verdienst, wollten noch aus unsern Pflanzungen etwas lösen, und Mädeli meinte: so ein Tausend wolle es doch wohl noch ein Tag in den andern spinnen, und das mache immer einen Batzen. Wir überschlugen auch die Ausgaben und hätten fast Freudensprünge gethan, als sich jährlich wenigstens 25 Thaler Vorschlag zeigte, und doch hatte ich nur 300 Arbeitstage gerechnet, während nicht 65 Sonntage sind.

So schwand die Dämmerung, der Weg, wir wußten nicht wie, und im Umsehen waren wir in einem stattlichen Dorfe, nur eine Stunde von meiner Heimath. Dort sah Mädeli sich immer nach etwas um, ich wußte nicht wonach, und vernahm endlich, daß es einen Krämer suche, um meinen Eltern etwas zu kramen nach üblichem Gebrauche. Nachdem es ½ Pfund Zucker und ¼ Pfund Kaffee eingekauft und bei'm Bezahlen sich wie üblich bei Seite gedreht hatte, damit Niemand sehe, wie wenige Bätzlein und wie mühselig es dieselben hervorklaube, fand ich denn doch auch billig, ihm eine Halbe zu zahlen. Und wie es auch sich wehrte und vorgab, es hätte nichts nöthig; so kam es mir doch nach, als ich voranging. Es ist nichts Lustigeres, als so ein Paar zu sehen, das in's Wirthshaus kommt, und wo die weibliche Hälfte sich gewöhnlich erst wehrte, meist aus Höflichkeit, aus Ernst selten. Der männliche Theil geht voraus und stößt noch manchmal im Vergeß hinter sich die Thüre halb oder ganz zu, und oft, wenn er schon an einem Platze sitzt, drückt sich erst das Mädchen verlegen durch die zugehende Thüre hinein, weiß nicht recht, ob es vorwärts will oder nicht, sagt verschämt: Gott grüß euch! und hat nicht ungern einen Finger im oder am Mund, weil es nicht weiß, wo es ihn sonst haben sollte.

Von da an begann es mich zu heimelen, und ich hatte Mädeli Tausendfältiges zu erzählen von allen Um-

gebungen und wer auf diesem und auf jenem Hofe wohne, und wie viel Kühe sie hätten, und was das für Leute seien. Und während dem Erzählen sah ich mich immer nach bekannten Leuten um, ward immer ungeduldiger nach bekannten Gesichtern und einem bekannten Gruß. Wenn Einer wieder in die Heimath kommt, so heimelet ihn erst die Gegend, dann will er heimelige Gesichter und am Ende auch Herzen, bei denen es ihm heimelig wird. Findet er die beiden letztern nicht, dann kommt das Heimweh auch in der Heimath. Solches Heimweh drückt schwer manches alte Herz, das nie aus der Heimath gekommen. Die mit ihm jung waren, sind heimgegangen, die, welche mit ihm die Hitze des Tages ertragen, hat der Tod in seinen Schatten gebettet, die, welche es zu seiner Hülfe, seinem Trost erzogen, sind ihm abberufen worden zu anderer Arbeit, oder in der immer neu werdenden Welt ihm fremde geworden; so findet sein Auge kein heimelig Gesicht, ein Zeugniß früherer Tage mehr, findet kein heimelig Herz mehr, bei dem ihm früher bei Leid und Freude wohl gewesen. Fremd ist's um ihn geworden. Da kommt ihm dann das rechte Heimweh nach der rechten Heimath, unheimelig wird ihm im bekannten Lande, und er sehnt sich nach dem Lande, das kein sterblich Auge noch gesehen hat. Er weiß, dort wird ihm heimelig sein, denn dort findet er, was hier in seinem Herzen wohnte. Glücklich, wem bei'm Gedanken an den Himmel ein heimelig Gefühl in seinem Herzen aufdämmert! Wem aber hier nie heimelig im Herzen wohnte, was im Himmel ist, dem würde nicht heimelig im Himmel werden, auch wenn er hineinkäme. Endlich kamen die heimeligen Gesichter und sie kannten mich recht ordentlich wieder. Peter, bist du's? hätte dich bald nicht gekannt! Bist fett geworden. Ist das dein Frauchen? Du Vogel, hast immer auf die Schönsten gesehen. Das war der gewöhnliche Gruß, neben dem Hand langen, welches zu unterlassen nach einigem Nichtsehen eine Beleidigung wäre, während es in der Stadt eine Beleidigung ist.

Die freundlichen Begrüßungen allenthalben thaten mir wohl. Als gar auch noch der Statthalter mir die Hand reichte und sagte: ich hätte sollen mich für ihre Schule melden, sie hätten mich gerne gehabt und hätten mein Ausbleiben fast gezürnt; da ward ich ordentlich stolz und Mädeli blickte mich mit Respekt an, und meinte: da müsse ich wohl an sein. Ich wuchs wenigstens drei Zoll und machte mich so breit als möglich. Es ging mir aber nicht anders als verschiedenen anderen Honorationen mit verschiedenen Namen. Ich mußte oft lachen, wenn solche Standespersonen mit Visiten im Dorfe spazierten. Da traten sie viel stattlicher einher, weil sie sich mit ihren Visiten, wenn diese nämlich etwas zu bedeuten hatten, meinten und gleichsam sagten: Ihr Leute seht, solche Leute kommen zu mir, ich muß also auch anderwärts etwas gelten und bekannt sein. Und hinwiederum, wenn die Dorfleute sie grüßten und gar den Hut zogen, so thaten sie viel freundlicher und zugleich gravitätischer, und sahen die Visiten an, fragend: ob sie denn bemerkten, wie geachtet man sei und wie gut man es mit den Leuten könne.

Je näher wir unserm Häuschen kamen, um so banger ward mir dennoch, trotz aller begegnenden Freundlichkeit. Ich hatte Mädelis Vater nicht eigentlich gelogen, hatte nicht aus unserem Heimwesen einen Bauernhof gemacht. Ich hatte es nicht gemacht wie jener Schelm, der seiner Braut gesagt hatte: die Sonne in B. sei sein. Als daraufhin die gute Braut in die Sonne zu B. auf die G'schaui gekommen, die Meisterschaft ergreifen, sich Kisten und Kasten öffnen lassen, dem ganzen Personal befehlen wollte, so glaubten die Wirthsleute, die Person sei verrückt. Nach einigen nicht verblümten Reden mußte endlich der Schalk bekennen, daß er unseres Herrgotts und unser Aller Sonne gemeint, die zu B. auch seine sei, wie jedes andern Bürgers, und nicht das Wirthshaus zur Sonne. So hatte ich es nicht gemacht, aber im Scheine der Jugenderinnerung, in welchem Alles einen größern Maßstab hat, und im Wunsche, mich recht an=

genehm zu machen und im allgemeinen Drang das Eigene auszuschmücken, mochte doch manches schöner und größer geworden sein in meiner Erzählung, als es in der Wirklichkeit war. Ich ging daher immer langsamer, während Mädeli immer mehr pressierte. Es trug ein klein wenig g'wundriges Herz mit sich, dachte vielleicht an eine kleine zu hoffende Ehesteuer. Wer mag sich solcher Hoffnung wohl erwehren? Es trug aber auch ein Herz voll Liebe und Freude den neuen Eltern entgegen, und solch ein Herz macht auch geschwinde Beine. So in ungleichem Schritt erreichten wir endlich unsere Umzäunung. Ach, wie viel hatte das Alles sich noch verschlechtert! Die Bäume waren halb dürr und voll Moos; das Land war noch gelb und grau, während an anderen Orten alles grünte; und das Haus, Dach, Scheiben, kurz alles sah aus, wie wenn Niemand da daheim wäre. Wir trafen die Mutter im Garten, der keinen Zaun mehr hatte. Auf unsern Gruß sah sie auf, sah uns lange an, und sagte endlich: Nimmt es dich doch mal Wunder, ob wir noch leben? Sie reichte uns endlich die nothdürftig abgewischte Hand, hieß uns in die Stube kommen, aber frug nicht, wer bei mir sei? Im Schuppen schnitzte mein Bruder, ein großer, derber Bursche, etwas; der sah uns spöttisch an und war noch einsilbiger als die Mutter. In der Stube stellte ich ihr meine Braut vor, die mit einfachen Worten bat: sie möchte sie für die Tochter halten, sie wolle sie für die rechte Mutter halten. Die Mutter meinte: er hätte mir nicht brauchen so zu pressieren, und Mädelin sagte sie: Du hast, wie es scheint, auch nicht warten mögen, bis du einen Mann gehabt. Du weißt auch noch nicht, was heirathen, und was ledig sein werth ist. So hat man es, hat man die Kinder am nöthigsten, so kümmern sie sich am wenigsten um die Alten. Mädeli bat, sie solle doch nicht zürnen, da hätte es ihr was gekramt. Das hättest können bleiben lassen, sagte die Mutter. Es ist nur ein Zeichen, sagte Mädeli. Je nun, meinetwegen, sagte die Mutter. Endlich kam aus dem

Webkeller auch der Vater bleich, hager und hustend. Er sah gar grämlich aus und klagte: wie er in seinen alten Tagen es viel böser hätte, als in den jungen, wie immer Leute da seien, wenn man zu fressen habe, aber Niemand, um zu arbeiten. Ueber das ganze Haus und alle Gestalten war etwas unbeschreiblich Aermliches und Verdrießliches verbreitet, und man mochte anpochen, wo man wollte, so sprang eine neue Quelle von Verdrießlichkeit auf.

Die Mutter machte einen Kaffee, und während dem Essen jammerte der Vater: er müsse nun seit dem Neujahr das Brod kaufen und die Kuh gebe keine Milch, da helfe kein Geld. Das war nicht, um Appetit zu machen. Die Mutter, welche glauben mochte, des Vaters Klagen seien eine Art Vorwurf für sie über schlechte Haushaltung, warf ihm vor, daß er eine so schlechte Kuh gekauft. Das erzeugte häßliche Sticheleien, und die machen auch nicht Appetit. Der Bruder mischte sich auf unverschämte Weise ein und trümpfte beide Eltern ab; und — sie ließen es geschehen. Nach dem Essen sagte ihm der Vater: er solle doch ein wenig für ihn an den Webstuhl, und der Junge antwortete: da wollte er ein Narr sein, im Webkeller zu hocken. Draußen schlich der Schlingel mit einer Flinte den Krähen nach. Und weil man dem Schlingel nichts sagen, nicht einmal etwas zumuthen durfte, so ging es desto mehr über andere los rücksichtslos, und ich mußte ziemlich deutlich hören, daß es braver von mir gewesen wäre, daran zu sinnen, ihnen zu helfen, statt zu heirathen. Das machen Eltern aber oft, daß, je mehr ein Kind sie plagt und aussaugt, je weniger sie ihm sagen dürfen, sie desto mehr über die andern Kindern herfahren, desto mehr von ihnen fordern. Sie denken nicht daran, daß sie gerade dadurch die Liebe, welche geben, helfen sollte, tödten. Es wurde mir eng und heiß im engen Stübchen und Mädeli war das Weinen immer zuvorderst.

Mir thaten meine Eltern so leid und doch so weh. Ich sah, wo der Schuh sie drückte, und konnte doch nicht helfen, konnte die Säure nicht mehr entfernen aus ihren

Gemüthern, konnte das Verhältniß zu ihrem Kronprinzen nicht mehr herstellen, konnte das Mangelnde ihnen nicht verschaffen. Was ich konnte, gab ich dem Vater im Webkeller. Er seufzte, sagte, das werde nicht viel helfen, es sei einmal so wie es sei. Er hoffe aber, daß er bald draus könne. Doch schien ein weicheres Gefühl gegen mich ihn zu ergreifen. Er hieß mich wiederkommen, sagte zu, uns einmal zu besuchen, wenn sein Husten ihm bessere, und wünschte Mädeli, daß es ihm gut gehen möge. Auch die Mutter war bei'm Abschied etwas freundlicher, und entschuldigte sich, daß sie Mädeli nichts zu geben hätte. Es ist merkwürdig, wie Leute oft erst bei'm Abschied aufthauen, und manchmal erst bei'm Abschied aus dem Leben.

Stumm gingen wir lange neben einander, grüßten und dankten den Leuten, die uns noch hineinkommen hießen. Als wir vom Dorfe weg waren, fing Mädeli laut zu weinen an. Ich erschrak gar bitter, im Glauben, es weine getäuschter Hoffnungen wegen, es habe geglaubt, ich hätte etwas zu erben, und nun gesehen, daß weniger als nichts da wäre. In diesem Sinne fing ich an zu trösten und zu entschuldigen. Aber Mädeli ließ mich nicht ausreden, sondern sagte: ach, Peter, glaub doch nicht, ich weine, weil du nicht mehr hast als ich, kein Reicher wäre mir so lieb. Aber wenn ich denke, es sollte uns auch gehen, daß wir einander nicht mehr verstehen könnten, immer auf einander stichelten, jeder an Allem schuld sein sollte, so will es mir fast das Herz zerreißen. Lieber wollte ich noch heute sterben, als das erleben. Nichts kommt mir schrecklicher vor, als wenn Zwei nichts an einander leiden mögen, eins dem andern sagt, was ihm in den Mund kommt. Es dünkt mich, ich hätte keine fröhliche Stunde mehr, wenn du auch so auf mich sticheltest vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, du willst mir immer alles in der Liebe sagen? Sieh, dann will ich alles annehmen, dir die Hände unter die Füße legen, nur nicht ausspotten vor den Leuten. Nicht wahr, Peter, das versprichst du mir? Natürlich

versprach ich es. Mädeli tröstete sich nach und nach, und wir sprachen recht erbaulich über den Ehefrieden und das Eheglück, und meinten, es sei unmöglich, daß wir über einander böse werden könnten jemals. Ach Gott, das sind schöne Träume: aber wenn man nur immer wieder zufrieden wird, und die Sonne nicht untergehen läßt über dem Unfrieden!

Unser Gespräch ging langsamer allmälig wie die Beine. Müdigkeit setzte sich in die Glieder und mit den schweren Gliedern wurde auch die Zunge schwerer, die Seele matt. Mädeli mußte Strumpf und Schuh ausziehen, seufzte schwer über spitzige Steinchen und wollte sogar einmal fast böse über mich werden, daß ich in Gedanken fortgegangen war, als es stille stehen mußte. Das gute Mädchen merkte es aber, wie schnell es selbst gegen unsern Vertrag gesündigt hätte. Wir beide nahmen uns die Lehre daraus, wie nahe Leib und Seele einander angehen, und wie wunde Füße auch eine reizbare Stimmung erzeugen, und wie ein matter Körper über jede Kleinigkeit die Seele unwillig machen kann. Es ist gut, wenn man das weiß, dann kann man Andere schonen zur rechten Zeit und auf sich selbsten Acht haben. Weil man aber das nicht weiß, so haben Reise- und Lebensgefährten so viel Streit unter einander, besonders wenn es mühselig geht und zu Fuße, und am meisten Streit gerade, wenn es am mühseligsten geht und die Tagesreise am beschwerlichsten ist. Wir erquickten uns, ruhten aus, und doch sehnten wir uns sehr nach der Heimath, und erst als ihre Lichter durch die Büsche schimmerten, wachten wir wieder auf und schritten munterer und rüstiger der Herberge zu und wechselten wieder rascher die Worte. Froh waren wir beide, daß der Tag vorbei war, als wir uns küßten zum Abschied. Und doch war es nachher einer der Tage unseres Lebens, von denen wir am meisten redeten und dessen Andenken noch heute mich erfreut.

Achtes Kapitel.

Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stand.

Der Hochzeittag rückte immer näher. Das Gefühl, mit welchem ich ihn herannahen sah, mit welchem ich alle Abende die Tage zählte, ist ein eigenes. Ich möchte es eine freudige und ungeduldige Beklommenheit nennen, denn es ist gar seltsam gemischt. Mädeli muß es auch so gewesen sein, denn es ward allemal roth, wenn davon die Rede war.

Mädeli wehrte sich, und das machte mich böse, gleich in der ersten Woche nach dem Ausverkünden Hochzeit zu halten. Gründe gab es vor, aber keinen rechten; Mädeli hatte einen guten Grund, aber den hielt es heimlich. Das gute Mädchen wollte mir doch auch etwas geben zum Hochzeitgeschenk, und zwar aus dankbarer Anerkennung, weil ein verlorenes Hemde uns zusammengebracht, ein Hochzeithemde, und zwar ein schönes. Sage ein Hemde, denn unserein rechnet solche Dinge nicht nach halb oder ganzen Dutzenden wie hoffährtige Hausfrauen, die, wenn aus einem halben Dutzend eines fehlt, im Stande sind, auch die andern fünf Stück bei Seite zu werfen, um nur nicht ungerad zu haben. Nun wollte Mädeli den Aufschub nicht etwa aus Saumseligkeit, weil es zu spät daran gedacht, oder aus ängstlicher Pünktlichkeit, weil die Näherin es ihm nicht gut genug machen konnte und alle Säume auf besondere Weise gemacht sein mußten; sondern das arme Kind mußte das Geld dazu erst erspinnen und mußte von dem Spinnerlohn noch in die Haushaltung abgeben, und mußte noch dieses und jenes für sich anschaffen oder zurecht machen. Da kann man sich denken, daß Mädeli fleißig sein mußte. Auch sah das liebe Kind auffallend blässer aus; aber um so heller leuchteten die Augen mich an. Es mußte mir endlich doch den Grund des Aufschubes erklären, da ich gar zu ungestüm wurde, und daß es mir darum nicht weniger lieb ward, kann man sich denken. Hie und da geschah es, daß Mädeli des Abends

auch zu mir in's Haus kam, um zu sehen, was da sei, was ich gepflanzt hätte rc.

Das waren schöne Abende. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn unser Mädchen zum ersten Mal über unsere Schwelle tritt, wenn es seine Augen schweifen läßt über unser Eigenthum, und wenn wir dann neben ihm sitzen auf unsern Stühlen. Es ist aber noch viel eigener das Gefühl, wenn eine Braut an unserer Seite sitzet, wenn unsere Augen zusammengehen über Schränke, Stühle, Tisch und Bett, und wenn wir zusammengehen durch Küche und Keller, Stube und Kammer. In süßem Ahnen schwebt vor uns in zauberischem Dämmerlichte die Zukunft, es wird uns so eng um's Herz, und doch so wohl, der Mund wird gewöhnlich so schweigsam, der Blick so beredt! Der Blick redet aus den Tiefen der Seele herauf, das Innerste giebt er kund, Geheimes drückt er aus, was nicht einmal zum eigenen Bewußtsein gekommen; denn in ganz eigenem unmittelbarem Zusammenhange steht das Auge mit der Seele. Was in ihr sich regt, kann sie, ohne den Verstand zu berühren, ohne erst es in Nachdenken zu läutern, durch das Auge schicken in die Welt hinein. Der Mund giebt nur obenab, was auf der Oberfläche schwimmt, was seiner Leichtigkeit wegen oben aufgetragen, oder was mühselig oben aufgebracht und durch den Verstand gebürstet und geglättet worden. Da saßen wir dann Hand in Hand und Auge senkte in Auge sich, und aus den Augen sahen wir hinauf in's blaue tiefe Gewölbe, in dem der Mond so silbern leuchtet, so ehrlich drein luegt, hinter dem ehrlichen Gesichte den Schalk verbergend; denn er weiß wohl, warum er des Nachts so leise und mit so ehrlichem Gesichte über die Erde geht. Was der wohl Alles zu erzählen hat! und wem erzählt er wohl Alles? In's tiefe Gewölbe verloren sich unsere Blicke, in dessen unermeßlichem Schooße unzählige Welten kreisen, geboren werden und untergehen. Und wie der Blick sich verliert im unermeßlichen Schooße, so geht durch den Blick auch die Seele hinein in jene Unendlichkeit und verliert sich in

unendlichen Gedanken. So saßen wir oft zusammen in stillem Frieden, ahnungsvoll die Brust geschwellt; und dann küßten wir uns leise und jedes ging seiner Ruhe zu. Wir wußten nicht, daß man das sentimental oder empfindsam nannte. Aber wem in dieser Zeit, wo dem Menschen seine Zukunft geboren wird, wo sie noch ruht in des Schöpfers Hand, in dieser Zeit, wo eine Seele noch eine andere will, Einer nichts empfindet als irdische Lust oder irdisches Berechnen, dann sieht es seicht oder steinern aus in seiner Seele. Dann verwundere sich Keiner, wenn so einer nicht bewegt wird von unaussprechlichen Ahnungen, von einem wirklich und eigentlich göttlichen Gefühl. Bei'm Thiere gattet nur der Leib mit dem Leibe sich, der Mensch nimmt eine Seele in sich auf und Seelen gehen von ihm aus; das ist göttlich, ein Zeugniß seiner göttlichen Natur. Zum Gott wird jeder Mensch, wenn er in die Ehe tritt: die Ehe ist sein Reich, das er bevölkert, regiert, erhält, in dem er im Kleinen walten will, wie Gott im Großen in seinem großen Reiche. Darum ist, wer nur von fern seine Würde ahnet, in diesem Zeitpunkt so hoch gestimmt; traurig ist's, daß diese Stimmung nicht anhält, sie sollte durch's ganze Leben klingen. Wir konnten freilich darüber nicht reden, wir wußten nicht, was in uns sich regte so ahnungsvoll. Und so geht es sicher manchem Christeli und manchem Liseli, denen man solche Gefühle nicht zutraute.

Ein Wichtiges, das wir auszumachen hatten mit einander, war der Ort, wo wir Hochzeit halten wollten, und die Art, dahin zu gelangen. Mädeli war noch nie in Bern gewesen, aber Bern war etwas weit, um zu Fuß dorthin zu gehen. Es wurde ein etwa zwei Stunden weit entfernter Ort auserlesen, wo ein Wirth war, den man als gar billig rühmte.

Neuntes Kapitel.

Der Hochzeittag.

Frühmorgens brachen wir auf und fanden uns außer dem Dorfe zusammen, damit man uns nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaschen. Am östlichen Himmel schickte die Sonne den Tag herauf, dem schläferigen Tag sandte sie Strahlen nach, welche rosenroth thronten auf den schneeigten Firnen und den Thälern das Kommen der Königin des Tages verkündeten. Mäjestätisch und feierlich stieg sie über der Erde Rand empor. Da schien sie mir stille zu stehen und verwundert mein Bräutchen anzuschauen, mit besonderer Huld und besonderem Glanz dasselbe anzustrahlen, und nur dasselbe in ihrem Lichte verklärend, zu vergessen die übrige Erde. Aber dessen wunderte ich mich nicht. Was konnte wohl die Sonne an diesem Morgen Lieblicheres sehen, als eben mein Bräutchen? Und die Sonne weiß wohl, was schön und lieblich ist, und vielleicht hatte ihr auch der Mond gesagt, sie solle diesen Morgen aufpassen. Mein Bräutchen glänzte so blank und weiß, so niedlich und nett, wurde so freundlich roth, wenn es mich ansah, und seine Augen funkelten so träumerisch und bodenlos in die strahlende Sonne hinein, daß mich nicht gewundert hätte, wenn die Sonne den ganzen Tag stille geblieben wäre, um meines Mädchens willen. Aber die Sonne darf nicht lange säumen, es ist noch Einer ob ihr, der sie nicht stille stehen läßt.

Wir sprachen nicht viel mit einander, aber daß unsere Herzen voll waren, gaben unsere gegenseitigen Fragen kund. Mädeli, hast du mich denn auch so recht lieb und nimmst mich gern? So frug ich. Peter, bist du nicht reuig, dünkt es dich nicht, du möchtest eine Reichere und Hübschere? So frug Mädeli. Und dann gaben wir uns tröstende und liebende Versicherungen mit Mund und Hand, bald wieder schweigend, sinnend und ernst. Denn es ist ein ernster Morgen, der Hochzeitmorgen, und ein ernster

Gang, dem Kirchlein entgegen, wo aus Zweien Eins gemacht wird, die dann auf immer vereint des Lebens Last und Hitze tragen, Lieb und Leid theilen, gleichen Schrittes den Weg durchs Leben dem Ziele zugehen sollen. Wie die Hälfte zur Hälfte passe, mag eine fühlende Brust immer banger bewegen, je näher die verhängnißvolle Stunde kömmt.

Glockentöne klangen von Ferne zu uns her. Wir hörten sie nicht nur, wir fühlten sie bis ins tiefste Mark hinein, und gaben uns schweigend die Hände. Es war das erste Zeichen zum Gottesdienst. Die Glockentöne mehrten sich, schienen rings uns zu umweben; ein Kirchlein antwortete dem andern, und verkündete den Menschenkindern, daß es sich öffne, die Gelübde für den Vater zu empfangen, und den Trost des Vaters zu spenden den leidenden Herzen.

Zusammen gingen wir zum Pfarrer, uns zur Copulation zu melden. Es war ein würdiger alter Mann, der das Band schon manchmal geknüpft haben mochte, dem aber die Handlung denn doch nicht gemein geworden war, so daß sie ihn gleichgültig ließ und er sie handwerkmäßig verrichtete. Er richtete ernste, bedeutungsvolle Worte an uns, an mich als Schulmeister, der wissen solle, was ein guter Ehemann sei und welchen Segen eine Ehe bedürfe, und dann auch an Mädeli: wie schwer es sei, eine gute Hausmutter und eine würdige Schulmeistersfrau zu sein, nicht andern zum Aergerniß und zur Last, sondern zum Muster und zum Seegen.

So jung bist du noch, Mädchen, sagte er, hast du auch alles recht überdacht? überdacht, was es heißt, einen Schulmeister zu heirathen, was du da zu ertragen übernimmst; böse Leute, manchmal einen übellaunigen Mann, und meist Noth und Mangel; und was du doch schuldig bleibst: deinen Mann zu beglücken, die Leute zu versöhnen, aus deinem Milchkrüglein der Wittwe Oelkrüglein zu machen, ein fromm und froh Gesicht in allen Tagen, und vor Gott und Menschen und vor dem Manne insbesondere?

Mädeli antwortete nicht, aber zwei große schwere Tropfen rollten ihm über die Backen. Ich wurde ärgerlich über sein Schweigen, fürchtend, der Pfarrer möchte glauben, es sei einfältig, und wollte ihm später Vorwürfe darüber machen, aber es sagte: das ihm gewesen wäre, als ob eine eiserne Hand den Hals ihm zuschnüre. Für alles Geld in der Welt hätte es nicht Athem zu einem Worte gefunden. Der Pfarrer muß es besser begriffen haben, als ich, denn er sagte: Nun, nun, Mädchen, ich will dir nicht Angst machen, aber sagen wollte ich dir, was deiner wartet in Bürde und Pflicht. Wohl dir, wenn du es fühlst, und Gott gebe dir Kraft zu bestehen. Darauf sagte uns der Pfarrer, es werde bald läuten; ob wir z'weg seien? Da packte Mädeli ein Säcklein aus, und fing in einer Ecke an, seine Strumpfbänder aufzulösen, und als es einen Strumpf am schönen Beinchen heruntergestrichen hatte, um ihn dann mit einem weißeren zu vertauschen, wies uns der Pfarrer in eine andere Stube, wo die Köchin Herr schien an den Küchenschürzen an, die herumlagen auf dem Bett und am Boden, schwarz und klebrig. Dort machte ich zum ersten Mal in meinem Leben den Kammerdiener, zog die Kappenschnüre aus dem Kamisol hervor, und half auf die Kappe das Kränzlein festmachen. Das stand Mädeli ganz besonders wohl; es gab ihm etwas Vornehmes oder vielmehr Nobles, und das Köpflein schien sich noch einmal so stolz unter dem Kränzlein zu heben. Das Köpflein wußte wohl, daß das Kränzlein ein wohlverdientes sei, ein zierlicher Jungfernkranz, darum hob das Köpfchen das Kränzchen so hoch und stolz.

Vergiß nicht, sagte Mädeli, ehe wir das Stübchen verließen, daß wir während der Copulation uns fest einander drücken müssen, damit der Teufel nicht zwischen uns kommen könne. Der Vater hat es mir noch aus dem Bette nachgerufen, als ich schon unter der Thüre war. Ich kannte diesen Glauben wohl und glaubte daran, daß, sobald der Teufel während der Trauung zwischen den zu

Trauenden eine Lücke sehe, er zwischen einfahre und sie trenne auf immer. Aber daß in diesem Glauben für junge Eheleute bildlich und einfältig, aber kräftig die Wahrheit ausgesprochen sei: Haltet fest und unzertrennlich zusammen, laßt nicht zwischen euch hineinkommen weder einen Freund noch einen Feind, weder ein Glück noch ein Unglück, weder Leidenschaft noch Gleichgültigkeit, sondern bleibet Eins für und für, das begriff ich nicht. Das begreifen noch viele nicht, die trotz allem Zusammendrängen während der Trauung immer etwas zwischen sich und den Gatten zu ziehen haben, Leute zum aufweisen, Leute um klagen zu können, Leute um zu lieben oder zu hassen, unerfüllbare Wünsche, unerträgliche Eigenheiten, giftiges Mißtrauen oder gar alles vergiftende Eifersucht. In gar mancher ländlichen Sitte, manchem sogenannten Aberglauben ist ein tiefer inniger Sinn, aber man versteht den Sinn nicht mehr, während man noch lange am Gebrauche hängt.

Das Kirchlein war klein, düster das Licht in demselben, trübe die Fenster, in denen einige gemalte Scheiben glühten. In den Bänken waren noch drei hochzeitliche Paare, die des Pfarrers harrten. Die Bräute mit frohen Gesichtern, daß sie es endlich so weit gebracht, und andächtigen Händen, die sie auf ihren hochaufgetriebenen Fürtüchern bequemlich und zusammengelegt ruhen ließen.

Endlich kam des Pfarrers ehrwürdige Erscheinung — und in klarem tiefdringenden Basse, würdig und langsam, las er die schöne Liturgie uns vor, welche durch die meisten Traureden nur verwässert wird. Ein feierliches Beben ergriff uns Beide, als wir Hand in Hand an den heißen Stein traten, und als die kräftigen Mahnungsworte an uns ergingen. In Freud und Leid, in gesunden und kranken Tagen einander zu helfen und zu rathen, in liebreicher Geduld je Eines des Andern Mängel und Schwachheiten zu ertragen. Es rannen Thränenströme über Mädeli's Wangen nieder, und mich fing es an zu stechen und zu brennen in den Augen. Unsere Hände legten wir so fest in einander, als ob es die Herzen selbst wären, die ewig

nicht mehr aus einander gehen sollten. Aber das Ja, so freudig es das Herz heraufsandte, fand doch den Weg zum Munde nicht, sondern quoll im Halse und ließ sich ersetzen durch einen weit ausgreifenden Scharrfuß. Und als wir beten mußten zu unserm Herrgott um Seegen zu unserm Bunde, um Seegen im Leben, um Seegen im Tode, Eines betend für das Andere, da versanken wir in die Andacht, die die Worte nicht mehr hört, die mit unaussprechlichen Seufzern uns bei Gott vertritt.

Das nach einer Pause ausgesprochene Amen weckte uns wieder; wir sprachen es mit von ganzem Gemüthe, aus voller Seele, und Amen, Amen klang es in uns fort und fort, bis wir, den andern Paaren nachwandelnd, ins Wirthshaus kamen. Dort nahm zur augenblicklichen Stärkung bis zum Mittagessen jedes was es wollte, wir nach alter Sitte ein gutes Weinwarm. Die jungen Weiber fingen nun an zu reden und zu rühmen, und zu hecheln und zu fragen: was jeder ihren Brautstaat gekostet. Die drei Bräutigams frugen nach Karten, um die Zeit bis zum Essen sich zu verkürzen. Mir ward die Zeit lang ob dem Hören und Sehen, und das beständige Sticheln, da ich nicht mitspielen wollte, trieb mich endlich hinaus. Wie ein Schmied von weitem in einem Dorfe die Schmiede wittert und ein Bäcker die Backstube, und derselben zusteuert, so gings auch mir. Ich fand das Schulhaus bald und nicht weit davon den Schulmeister. Ein Wort gab das andere, und da wir die Tugend haben, daß es gerne Einer besser macht, als der Andere, so mußte immer der Andere, wenn Einer erzählt hatte, wie er etwas mache, sagen: und ich mache es so, so kömmt es mir gut, und ich weiß nicht, wie es mir käme, wenn ich es machen wollte wie die Andern. Ueber diesem verging eine lange Zeit, ich verklapperte mich ordentlich, und als ich wieder gegen das Wirthshaus kam, sah ich mein Weibchen ängstlich um dasselbe trippeln und in alle Ecken gucken. Das arme Kind hatte fast geweint, als die Andern zu Tische saßen und ich nicht da war. Alleine sich hinsetzen durfte

es nicht. Es suchte mich daher, fand mich nicht und war in der peinlichsten Angst, nicht begreifend, ob ich verunglückt, gestohlen worden, oder davon gelaufen sei. So einem stündigen Weibchen muß es seelenangst werden, wenn es auf einmal den Mann nicht mehr finden kann! Man denke sich, wie es sich freute, als es mich wohlbehalten die Straße aufkommen sah! Wie es doch so freundlich mir an den Arm sich hing, und gar nicht mit mir branzte! Manch ander Weibchen hätte trotz der Freude Wetterwolken übers Gesicht gezogen, und aufbegehrt nach Noten über mein Fortlaufen, oder hätte vielleicht den ganzen Tag mit mir geschmollt, so daß es ausgesehen hätte, als wäre es gerade deswegen böse, daß ich wohlbehalten wieder gekommen. Es giebt Gemüther, die allen Dingen die böse Seite abgewinnen, es giebt Gemüther, die allen Dingen die gute Seite abgewinnen. Die erstern finden Stoff zu Klagen in jeder Freude, die andern Stoff zur Freude in jedem Jammer; die einen schütten Galle in jeden Honigtopf, die andern Balsam in jede Wunde; die einen nehmen jeden Zufall übel, die andern verzeihen jedes Wehthun; die einen sind gar unglückliche Gemüther, schlechten Jahren vergleichbar, wo nichts wachsen will, während es noch um so lieber hagelt; die andern sind Gemüther wie Maiennächte, wo alles auferstehen möchte, alles grünt und duftet. Mädeli hatte der letztern Gemüther eins, und mit keinem sauern Blick versalzte es mir die Suppe, mit keinem bösen Worte verpfefferte es mir den Tag.

Nach Wirthshausart trug man etwas langsam auf, damit wir nach Landessitte Zeit hätten, das Essen so recht z'weg zu legen, daß es sich setzen konnte und Platz für immer Neues wurde. Das dauerte aber den drei Kumpanen zu lange, sie schoben das Tischtuch zurück und fingen wieder an zu spielen, obgleich ihre Weiber dagegen redeten und meinten, sie sollten doch zuerst genug essen. Sie hörten nicht darauf, sie sahen ihre Weiber nicht an, schenkten ihnen nicht ein. Sie spielten noch fort, als

Mädeli und ich fortgingen. Sie spielten den ganzen Nachmittag fort. Sie achteten nicht darauf, wie einer nach dem andern von seinem Weibe gezupft und ans Heimgehen gemahnt wurde. Sie spielten den ganzen Abend fort, sahen die Schatten nicht länger werden, die Sonne nicht zu Bette gehen, achteten das Schelten ihrer Weiber nicht. Sie spielten in die Nacht hinein mit immer wüthenderem Eifer, sahen den Zeiger der Uhr nicht der Mitternacht zueilen, hörten das Heulen ihrer Weiber nicht, die nun zum ersten Mal am heutigen Tage so recht ergriffen waren, aber nicht von Ernst und Andacht, sondern von Wuth und Elend.

Sie hörten nicht Mitternacht schlagen, aber nach Mitternacht schlugen sie einander selbst, wüthend durch Wein und Verlust, und schlugen sich fürchterlich; und die Weiber heulten gräßlich dazwischen und wollten ihre Männer aus einander reißen und erhielten selbst Schläge, und eins flog hier aus, das andere dort aus. Und endlich that der Wirth seine Schuldigkeit und jagte das Gesindel zur Stube aus. Und als sie sich draußen noch satt geprügelt und geschimpft hatten, zog ein Paar hier aus, das andere dort aus, zerrissen, zerschlagen, fluchend und heulend. So zogen sie hinein in die Ehe. Wie mag die Ehe geworden, welche Ahnungen mögen in den Herzen der unglückseligen Weiber sich heraufgewälzt haben in jener Nacht? Aber diese Nacht war nichts als eine Vergelterin mancher frühern. Statt golden und freudevoll, war sie blutig und ammervoll, war die Vorhölle zur kommenden Hölle.

Wir aber, Mädeli und ich, zogen schon früh Nachmittags von der wüsten Gesellschaft weg. Wir hatten den Vater bestellt in ein Wirthshaus auf dem Wege, um ihm auch einen fröhlichen halben Tag zu machen. Wir wanderten gar fröhlichen Schrittes mit einander, mein neu Weibchen und ich. Das Gefühl, einander zu besitzen, that uns gar unbeschreiblich wohl, und machte so reizend mein Weibchen, so sinnig und wieder so schalkhaft und wieder so weich, daß ich es die ganze Zeit am Herzen hätte tra-

gen mögen. Wir fanden den Vater schon vor und gar glücklich. Einigen Anwesenden erzählte er von seinen Wanderjahren hinter Murten, und all den Wundern an Land und Leuten, die dort zu schauen seien. Und sie hörten ihm andächtig zu, was ihm selten mehr begegnete.

Von da brachen wir erst in der Dämmerung auf, um nicht Tags heim zu kommen. Redselig war der Vater, und merkte nicht, daß wir stumm neben ihm hergingen. Wir hatten Hand in Hand gelegt und zu denken genug, und je nachdem die Gedanken flogen, drückten die Hände fester sich.

So kamen wir heim, und mit einer Art von Ehrfurcht führte ich mein Weibchen über meine Schwelle, und mit bebender Hand schob ich den Riegel an der Thüre, und vor dieser Thüre bleibst du nun, mein lieber Leser.

Zehntes Kapitel.

Der Maienmorgen des Lebens.

Mancher hätte dieses Kapitel vielleicht die Flitterwochen geheißen, aber ich hasse das Wort, so passend es bei mancher Ehe sein mag. Wo man sich mit allerlei Flitter geschmückt hat, theils um zu gefallen, theils um Mängel zu verbergen; wo man sich künstlich übertüncht hat aus Instinkt oder Berechnung; wo man alles Gute an sich prunkend ausgehängt, das Böse nicht bekämpft, sondern nur verborgen hat, da paßt das Wort. All diesen künstlichen, unhaltbaren Flitter nimmt man noch mit in die Ehe hinein, wie den Hochzeitmaien; aber wie der verwelket, eine Blume nach der andern sich entblättert, so zerstiebt dieser Flitter, einer nach dem andern flattert in alle Winde, die Tünche fällt ab, die nackte Wahrheit tritt alle Tage greller ans Licht. Man merkt es nur nach und nach, daß es anders wird, bis endlich ein versagter Wunsch, ein hartes Wort, eine hervortretende Gemeinheit oder Bösartigkeit die Enttäuschung aufdringt. Dieser Wochen sind selten viele. Ein starker Reif beendet sie,

dann folgt gewöhnlich Regenwetter oder starker Wind, beides oft sehr anhaltend, ja manchmal durch die ganze Ehe.

Besonders geschieht dieses, wo Keines mit dem Wunsche, das Andere zu beglücken, in die Ehe tritt, sondern mit dem Wunsche, durch das Andere glücklich zu werden, Jedes sein Glück und nicht das des Andern im Auge hat, und zu diesem Ende die Meisterschaft sucht, um alles Wasser auf seine Mühle zu leiten; wo Beide diese Wünsche und dieses Streben verborgen haben klüglich, und nun nach und nach es hervortreten lassen. Der Stoff zu solch unseligem Kampfe wird nur zu gerne durch ältere Leute in jugendliche Herzen gelegt. Wenn z. B. die Mutter die Tochter mahnt: nie nachzugeben, auch wenn sie Unrecht hätte; und der Vater den Sohn oder Schwiegersohn ebenfalls mahnt: von frühe an Meister sein zu wollen und der Frau den Daumen aufs Auge zu halten; oder wenn zur Ehe ein Theil beredet wird durch Vorspiegelung eines sinnlich behaglichen Lebens: da ist etwas Fluchwürdiges geschehen, es ist eine Ehe vergiftet worden. Da findet man Flitterwochen, und von ihrem Flitter bald keine Spur mehr.

Den Maimorgen des Lebens nenne ich in einer rechten Ehe ihr erstes Jahr. Da knospet und blüht auf, was später seine Früchte bringen soll. Wie jeder Maimorgen neu erfreut und Neues bringt, so tritt beim ächten Manne und dem ächten Weibe alle Tage neue Liebenswürdigkeit hervor, und es entfalten sich Keime süßer Früchte in ihnen, die sie früher selbst nicht geahnet; denn die Aechtheit des Mannes und des Weibes, der wahre bleibende Werth, bewährt sich im Hause und nicht außer demselben, alle Tage und nicht nur des Sonntags. Der Mai ist der Hauptmonat des Jahres; nicht nur kann er der schönste sein, sondern von seinem Verlauf hängt der Reichthum des Jahres, die Ernte des Sommers, die Fülle des Herbstes ab. Kühle Tage schaden nichts, aber Reife zerstören Blüthen und Pflanzen. Auch in der besten Ehe

giebt es kühle Tage, wo Verdrießliches das Gemüth erkältet. Wo man diese Kälte im Herzen nährt und mehrt, und sie dem warm und liebend entgegenkommenden Herzen des Andern schneidend entgegentreten läßt, da wird auch ihm die Wärme der Liebe entzogen; es entsteht der Reif, und Pflanzen und Blüthen der Liebe sterben, wie wenn die erkältete Luft der Erde Wärme entzieht, daß an ihrem erkälteten Busen ihre Frühlingskinder erfrieren. Darum ist so thöricht das sogenannte Zanken der Liebe, das man nothwendig meint. Es sind Gewitter im Frühjahr, sie schaden vielleicht nicht sogleich, allein sie sinds, die die Wärme verzehren und so den Reif erzeugen. Im Sommer, wo die Wärme festen Fuß gefaßt, vermögen sie das nicht mehr.

Bang und verlegen mag für manches Weib, welches keine Hausfrau ist, am ersten Morgen das Erwachen und Aufstehen in ihrem Hause sein. Was soll sie da anfangen? Sie weiß es nicht; sie weiß nicht was anrühren und wie, nicht wornach fragen, und in gar bittere Verlegenheit käme Manche, wenn sie der Magd befehlen sollte, was sie für den Mittag zu bereiten hätte. Und in welche wohl, wenn sie es erst selbst machen sollte, sie, die nicht einmal weiß, wie das Rindfleisch aussieht, und ob man zu einem Kalbsbraten Schaffleisch nimmt, und für eine Erdäpfelröste Vierenschnitz? Um einem Weibe diese Verlegenheit zu ersparen, oder sie doch wenigstens zu verlängern (die Leute schieben selbst das Unvermeidliche gerne auf die lange Bank), führt man diese Weiber auf Reisen. Und da ein Bräutigam nicht immer weiß, von welcher Sorte sein Weib ist, ob eine Hausfrau oder keine, so fängt man an, alle Weiber auf Reisen zu führen, vierspännig, auf Bernerwägelein, und nun bereits auch auf ihren zehn Zehen.

Abgesehen davon, daß auf solchen Reisen meist schlecht Wetter ist, daß auf Reisen gar manche Laune unnöthig ans Tageslicht kömmt, gar manche Ermüdung langweilig macht, gar selten inneres Gehalt genug da ist, um Tage

oder Wochen lang ohne gewohnte Beschäftigung kurzweilig zu bleiben; abgesehen davon, daß bei der Rückkehr eine Abspannung herrscht, welche das eigene Haus und das Zusammenwohnen unendlich öde und leer erscheinen, und gerne eine äußerst unglückliche Stimmung gegen das eigne Haus und das Wohnen darin zurückläßt: abgesehen von diesem Allem, entbehrt man unendlich viel, wenn man das Walten einer sinnigen und liebenden Hausfrau am ersten Morgen und an den ersten Tagen in seinem Hause nicht sieht, nicht mit ihr die Haussorgen theilt, mit ihr an seinem Tische und von ihren Speisen ißt.

Wie fröhlich waltete Mädeli, und suchte seine besten Künste hervor, um mich zu befriedigen? Feuerte mit dem wenigst möglichen Holz, ordnete in der Küche und kehrte mit schalkhaftem Blicke aus mancher vergessenen Ecke hervor. Dann musterte es mein Eigenthum, untersuchte die Hemden und das übrige Zeug, wollte wissen, wo ich die Lappen zum Ausbessern hätte; denn meinen Sachen mangelte das Flicken gar sehr, und es wolle das aber fortan selbst machen. Geld sollten wir keines mehr brauchen für solche Dinge. Zwischendrein bekam ich einen Kuß, und als wir Alles durchgekramt, die gestrigen Kleider ausgebürstet und weggehängt hatten, trugen wir unsere Baarschaft zusammen. Mädeli war ganz erstaunt, als es bei mir 7 Thaler baares Geld vorfand, aller der Ausgaben ungeachtet. Verschämt suchte es seinen Schatz hervor, den es mir einkehrte. Er bestund aus sechs ganzen und einem halben Batzen. Die Thränen, die ihm dabei in die Augen traten, küßte ich weg, und mein süßes Mädeli war mir mit 6½ Batzen viel lieber, als ein Galläpfel hunderttausend Pfund schwer. Es läutete Mittag, wir wußten nicht, wohin die Zeit war. Mädeli hatte viel gethan, ich nur getändelt und mich erlabet am Zusehen.

Nachmittags zog Mädeli ein, und wir suchten dem Vater Platz zu machen zum Schlafen in der Kammer, zum Arbeiten in der Stube, wo bereits mein Webstuhl,

mein Bett und unser Tisch war; aber wir fanden für Alles Platz.

So verfloß der erste Tag, und einen glücklicheren hatte ich nicht gehabt. So verflossen noch viele Tage, wahre Maitage voll neuer Freuden und neuer Lust. Mädeli pflanzte nun auch draußen gar emsig, und wollte Alles alleine machen, damit ich am Webstuhl verdienen könne und es vorwärts gehe mit uns. Mädeli glaubte in der Woche nicht mehr zu brauchen zu Haushaltungskosten für uns drei, als zwei Franken, da wir ja Holz und Kartoffeln besaßen, alle Tage für einen Batzen Milch, einen Batzen Brod, für zwei Batzen Kaffee in der Woche, und das Uebrige für Mehl, Butter und Salz; also für Mehl, Butter und Salz nur vier Batzen in der Woche, und doch brachte das schon 104 F. im Jahr. Freilich meinte mein Weibchen, es müsse noch Manches angeschafft werden, nicht zur Hoffahrt, sondern zur Nothdurft; meine Hemden besonders, die sehen aus wie ein Gitter, aber wenn es brav spinne und brav pflanze, so möge das auch viel bringen. Aber daß mein Weibchen so allein pflanze, wollte mir nicht behagen. Daß es am Morgen gegen sieben Uhr fortgehen und Mittags von halb ein bis sechs Uhr fortbleiben sollte, kam mir gar zu lang vor. Mein Weberschifflein wollte nicht laufen; ich mußte alle Augenblicke nach der Uhr sehen, ob der halbe Tag nicht vorbei sei? Mein Weibchen mußte mit mir kapituliren und mich mitnehmen auf die Pflanzplätze, denn ich bewies klar und bündig, daß zwei zusammen mehr als doppelt so viel arbeiteten, als eins allein. Mädeli mußte mich gewähren lassen, und so verschwanden die Tage wie Minuten. Ueber unserm Arbeiten wurden wir recht reich. Wir rechneten alle Tage Ausgaben gegen Einnahmen ab, und fanden der Erstern immer weniger, der Letztern immer mehr. Wir hatten unerwartet manches Geschenk bekommen, und manche Hand hatte sich für uns aufgethan, die wir verschlossen wähnten.

Unsere Pflanzungen stunden ganz prächtig, so daß wir aus Flachs und Hanf über das aus, was Mädeli zu spinnen glaubte, noch ein Ordentliches zu verkaufen hofften. Jungen Eheleuten, und besonders einer jungen, saubern, emsigen Frau, scheint unter ihren Händen alles doppelt zu gedeihen. Es ist, als wenn die freundlichen, verschollenen Erdmännchen eine besondere Lust an ihrem Treiben hätten, ihre Arbeiten pflegten und hüteten, Nachts den Thau ihnen zutrügen, Tags die Sonnenstrahlen ihnen milderten. Es ist übrigens merkwürdig, daß jungen Leuten das Pflanzen besser gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schoße an den gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keines mehr wachse. Hat das wohl nicht der Schöpfer besonders geordnet, um die in der Natur lebenden Menschen durch eine handgreifliche Lehre aufmerksam zu machen auf den Werth der jungen vollkräftigen Jahre, die so gerne verschwendet oder verträumt oder ganz verschlafen werden?

Eines Sonntags waren wir nach der Predigt bei unserm Flachs vorbeigegangen, und fanden ihn so schön, daß wir noch einige Pfund in unsere Rechnung bringen zu dürfen glaubten. Ganz fröhlich gingen wir heim, und ich überschlug insgeheim, ob ich nicht diesen Abend mein Weibchen einmal ins Wirthshaus führen oder wenigstens eine Flasche Wein holen lassen dürfe. Da saß vor dem Hause neben dem Vater, der heute die Köchin machte, ein Mann, der mir sehr bekannt vorkam. O Himmel! Es fiel mir wie Berge aufs Herz. Es war der Mann, dem ich meine Orgel schuldete. Von dieser Schuld hatte ich meinem Weibchen nichts gesagt, in meinem Glück sie so viel als vergessen, und wenn sie mir schon einfiel, schnell wieder aus dem Sinn geschlagen, nie den Augenblick gefunden, sie zu bekennen. Nun kam die Eröffnung unerwartet, unvorbereitet, und durch alle schönen Träume meines lieben Weibes ein fünfzig Thaler breiter Strich.

Ich konnte Mädeli nicht antworten auf seine Frage: Wer der Mann sei? Der Hals war mir zugeschnürt wie mit einem Wellenseil.

Der Mann war gar nicht versteckt, meinem Schwiegervater hatte er bereits die ganze Geschichte erzählt, und fing sogleich damit an, zu sagen: Er habe nun wieder lange gewartet, und hoffe, daß ich ihn einmal werde bezahlen können. Mädeli erblaßte, sah mich mit bebenden Augen an, in der Hoffnung, daß diese Rede an die unrechte Person gerichtet sei, vielleicht dem vorigen Schulmeister gelte. Als ich aber nicht verneinte, als ich mich entschuldigte mit ängstlichem Gesichte und schlotternder Zunge, da ging Mädeli hinein ins Haus, und drinnen hörte ich es weinen. Ich hatte keine Ruhe mehr bei dem Manne, ich mußte hinein, den Riß ins Herz zu heilen, zu verbinden. Ich umfaßte das weinende Weibchen, das sich an die Stubenthüre gelehnt hatte und den Kopf in die Arme verborgen. Als ich auf mein: Wein doch nicht, wein doch nicht, keine Antwort bekam, zog ich den Kopf ihm zurück, küßte die Augen und bat gar dringend und innig: es solle doch nicht so thun, die Sache sei nicht halb so bös, ich sei das Geld für keine schlechte Sache schuldig, sondern für die Orgel, und hätte sonst gar keine andere Schulden mehr, als diese.

Wenn Weiber über geheime Schulden ihrer Männer kommen, so klemmt gleich eine doppelte Angst ihr Herz ein und preßt ihm Jammer aus. Sie fürchten erstlich, die geheimen Schulden kommen von geheimen Sünden, und zweitens, daß, was sie vernommen, noch bei weitem nicht alles sei, sondern immer mehr zum Vorschein kommen werde. Mädeli hatte ein gläubig Herz von Natur und den Glauben an mich nicht verloren. Als die doppelte Angst ihm genommen war, erhielt es die Sprache wieder, that die Augen auf und jammerte mir zu: Aber um Gotteswillen, warum sagst du mir das nicht und lässest mich so Freude haben am sparen und rechnen? das thut mir so weh, daß du es mir verheimlicht hast. Ich

entschuldigte mich, daß ich es immer hätte sagen wollen, aber es doch nicht über die Zunge gebracht, und geglaubt, es vernehme das noch immer früh genug. Aber hast du nicht mehr Zutrauen zu mir? ich sage dir alles und du sagst mir nichts, weinte Mädeli weiter. Ich bat ab, versprach es, nicht mehr zu thun, bat nur, daß es sich zufrieden geben möge, ich wolle mir das Nöthigste am Munde abbrechen und arbeiten Tag und Nacht, bis alles bezahlt sei, oder die Orgel wieder verkaufen, wenn es wolle. Da faßte sich mein Weibchen. Es hatte so viel Freude gehabt an derselben, wenn wir manchmal des Abends vor dem Schlafengehen noch ein Lied dazu gesungen hatten, daß ich sie verkaufen wollte ihm zu lieb, das freute es. Nein, Peter, sagte es, gehe jetzt hinaus zu dem Manne, wir wollen sehen, wie wir es machen. Beide Männer draußen machten ebenfalls flämmsche Gesichter. Mein Schwiegervater über meine Schulden, mein Gläubiger über mein Unvermögen zu bezahlen. Er drohte gar sehr mit Betreiben, warf mit anzüglichen Worten um sich, daß von Schulmeistern nichts zu erhalten sei, daß man alle publiziren sollte. Endlich ließ er mit sich reden, fing an zu hören auf Vorschläge, abschlagsweise etwas zu nehmen, so wie ich ihm ja schon mehrere Male gegeben hätte, sagte ich.

Er besinne sich an nichts, als an die Zinse, sagte er.

Da rief uns Mädli zum Essen herein. Wir hatten kein Fleisch auf dem Tische. Ich, ein Schulmeister, lebte sechsmal schlechter als Diebe, Mörder, Betrüger im Zuchthause, die in der Woche zweimal Fleisch haben, während wir nur den dritten Sonntag höchstens welches vermochten, und dann 2 Pfund höchstens für uns drei, und zu den 2 Pfund gab der Metzger uns noch Beine oder Leber, und doch waren wir gesund und klagten eben nicht besonders. Auch hatten wir weder Wein noch Schnaps, welche, wie böse Leute sagen wollen, ebenfalls dort ausgetheilt werden. Ach Gott, hätte doch die Regierung einmal durch genialische Aerzte, die sich an Hähneli und Schinken so gewöhnt,

daß sie meinten, sie gehörten zum Leben, oder durch einen Regierungsrath, der sich alle Tage seinen Lafitte oder Château-Margaux oder Rheinwein zu Gemüthe führt, unsern Zustand untersuchen lassen, die würden sicher ein Zetermordiogeschrei erhoben haben über unser Elend, daß die Berge erzittert und sogar steinerne Herzen erschüttert und uns von Staat aus eine Kost verordnet worden wäre, die keine Schulmeisterin hätte zu kochen wissen und apparti Köche im Lande hätten herumreisen müssen, um das Kochen zu lehren. Eigene Schulköche, womit man dann füglich auch Dorfkochschulen hätte verbinden können, die von ungeheurem Nutzen für das ganze Land gewesen wären, besonders wenn der Staat den Stoff dazu geliefert hätte, was sich natürlich von selbst verstünde.

Wir hatten auf dem Tische nach einer Suppe Aepfelschnitze und Erdäpfelbitzli, und hätten sicher sehr wohl daran gelebt, wäre nicht der fatale Mann da gewesen, der uns das Essen versalzte und mich in beständiger Angst erhielt, er möchte aus Dummheit oder Bosheit noch allerlei erzählen von der Schnabelweid her, das wohl Mädeli aber der Alte nicht wußte, oder er möchte so schlau sein sollende Andeutungen machen, daß mein Weibchen auf den Verdacht kommen müßte, es sei noch viel mehr geschehen, als ich bekannt hatte. Dies Wetter ging aber glücklich vorüber, denn der Mann hatte genug zu berichten vom neuen Schulmeister, der gar ein Hochmüthiger sei und dessen Frau eine Hoffahrtsnärrin, die zu aller Arbeit zu vornehm und zu faul sei. Sie möge nicht einmal selbsten eine Wäsche halten. Sie habe mir nichts dir nichts ihr Zeug den Bäuerinnen zu waschen gesandt, und als keine mehr ihre Baucherin sein wollen, es eingepackt, um dasselbe nach Bern zu schicken und dort waschen zu lassen. Das habe aber doch der Mann nicht gewollt, sondern selbst eine Wäsche angestellt und selbst bauchen müssen, während seine Frau im Nest gelegen. Ja, die Leute sagten viel und dick, wenn sie nur den Alten wieder haben könnten, dem hätten sie es doch schier zu grob gemacht. Solche Reden sind Ohren-

balsam für Vorfahrer, und wenn ein Vorfahrer Leute aus seinem frühern Aufenthalt sieht, und er spricht sie an, so klopft ihm das Herz in der Hoffnung, zu hören, es gehe unter seinem Nachfahr nicht gut, und was der Frühere gemacht, lasse der wieder zerfallen; wenn er aber unverhofft des Nachfahrs Lob hört, so führt er mit dem Lobenden nicht lange Gespräche. Adieu, sagt er, ich muß gehn, und lange geht es, bis er den Aerger verwerchet hat. So ist die menschliche Natur.

Da wir keinen Dessert hatten, als schwarzes Brot, von dem jedes zuletzt ein Stückchen abschnitt, und auch keinen schwarzen Kaffee, so war bald abgegessen, und nachdem Löffel und Gabeln am Tischtuch abgewischt waren, statt des Waschens, nahm die Unterhandlung wieder ihren Gang. Ich sagte, 50 Thaler sei ich noch schuldig, das bringe 2 Thaler Zins, und was wir am Kapital zusammenbringen könnten, wollten wir sehen. Er aber behauptete, seine Forderung belaufe sich noch auf 60 Thaler, und diese werde ich ihm doch nicht abläugnen wollen. Ich bat ihn, doch nachzudenken, daß ich ihm dort und dort Geld gegeben, so und so viel, und daß nun das alles so und so viel bringe. Er aber wollte von dem Einen nichts wissen, von dem Andern behauptete er, ich hätte es ihm als Schadloshaltung gegeben, weil er anderwärts Geld suchen müssen, da ich ihm keines hätte geben können. Der Vater sagte, ich solle doch die Quittungen hervorsuchen, da werde es sich schon finden. Der Andere rief: ja, Quittungen, da wird es sich finden. Allein ich hatte gar keine Quittungen und mußte es bekennen. Ja, ja, kommod wäre es, wenn man Jedem glauben müßte, was er sagte, schmunzelte er. Ich machte ihm bemerklich, daß ich ihm doch bereits auch einige Zinse bezahlt hätte, und ja auch für diese keine Quittung gefordert, weil ich geglaubt, mit einem rechtlichen Manne zu thun zu haben. Er meinte, Zinse und Abschlagszahlungen seien verschiedene Dinge, und so gab ein Wort das andere, daß wir uns bei den Köpfen genommen hätten, wenn nicht die

beiden Andern dazwischen getreten wären. Endlich nach langem Markten und nachdem er mir die anzüglichsten Dinge gesagt hatte über meine Ehrlichkeit, stellten wir die Schuld auf 56 Thaler fest, und der Vater ging, um Stempelpapier zu holen. Wer am meisten Unrecht hat, begehrt am meisten auf, mit der Unverschämtheit imponirt er, bringt die Anderen zum Schweigen, und der große Hause sagt: Der muß beim Ketzer recht haben, sonst würde er nicht so aufbegehren.

Unterdessen suchten Mädeli und ich unsere Baarschaft zusammen und fanden 8 Thaler 5 Batzen; 2 Thaler 6 Batzen gaben wir als Zins, und um die andern 6 Thaler auszumachen, um gerade Rechnung zu haben, fehlte uns 1 Batzen, den legte der Vater zu, und nun hatten wir keinen Kreuzer mehr im Hause. Und als der Schlingel alles hatte, forderte er noch ein Billiges für seinen Gang, mußte aber mit des Kaisers Recht vorlieb nehmen, denn wo nichts mehr ist, kriegt dieser auch nichts mehr. Endlich war der böse Geist aus dem Hause, aber ein solcher läßt immer etwas zurück, entweder Gestank, oder wenigstens seinen Schatten. Dieser Schatten lag trübe und schwer auf meines Weibchens Gesicht, hing wie Blei sich an seine Füße, und steckte ihm im Halse, daß die Stimme ganz verdrückt und weinerlich klang. Mir lag es in allen Gliedern und besonders auf den Augen, ich konnte beide fast nicht aufheben. Ich war in der Stube und hatte den Kopf auf den Tisch gelegt. Mädeli saß betrübt draußen auf einem Bänklein, mochte alle die vergeblichen Rechnungen noch einmal durchrechnen und vielleicht an einer neuen machen. Es war ein kühler Nachmittag, aber einer von denen, wo bei einigen Sonnenblicken es heiß wird, es ein Gewitter giebt, weil es geregnet hatte vorher, und dann unfehlbar einen Reif. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, und suchte Mädeli auf, setzte mich neben ihm, nahm seine Hand und fragte: Frauchen, zürnst mir? Zu weinen fing es wieder an, aber nicht zu zürnen, sondern nur zu klagen. Daß es sich so umsonst gefreut hätte, daß ich

ihm nicht die Sache zur rechten Zeit gesagt, daß ich ihm so viel gekramet und so gut gewesen, statt das Geld für die Schuld zu brauchen; daß wir nun keinen Kreuzer hätten und noch 50 Thaler zu zahlen, darüber verlor es kein Wort. Meine Bitten wies es nicht kalt, nicht schroff zurück, ließ keine selbstsüchtige Klage hören, und ward bald wieder mein liebes, gutes, vertrauend Mädeli, dem wohl noch das Auge feucht schimmerte, wie der Boden nach einem Regen, über dessen Stirne sich aber wieder wölbte der Regenbogen der Liebe, glatt und schön. Es hatte kein Gewitter gegeben, darum gab es auch keine Kälte, darum keinen Reif.

Diese Versöhnlichkeit ist's, was die Liebe bewahrt und alle ihre zarten Blüthen.

Diese Versöhnlichkeit entsteht aber nicht aus der zudringlichen, sondern aus der innigen, wahren Liebe, die siebenzig siebenmal vergilt und nie die Sonne untergehen läßt über ihrem Zürnen, und die am Ende gar nicht mehr zürnen kann. Diese Liebe ist aber auch die, die Alles überwindet und hundertfältige Früchte trägt.

Es saßen einmal drei Saufbrüder beisammen in tiefer Nacht und hudelten auf gewohnte Weise. Da sprachen zwei von ihnen: Was werden unsere Weiber sagen, wann wir heimkommen? das wird etwas absetzen, und bis wir sie abschlagen, werden sie nicht schweigen; und der Dritte sagte: Und Meine wird gar nichts sagen, und wird mir dienen und aufwarten, wie ich will. Das wollten die Andern nicht glauben, und er sprach: Kommt und seht. Und sie gingen hin, und der Mann schlug mit der Faust ein Fenster ein, um bequemer der Frau rufen zu können, daß sie aufthue. Sie that auf mit freundlichem Gruß und erhielt den barschen Befehl, auf der Stelle zu kücheln. Mit freundlichem Bejahen ging sie an's Werk und stellte bald eine Platte Küchli vor die drei Männer. Der Mann nahm zum Dank die Frau, führte sie auf den Abtritt und schloß sie dort ein, und das Weib gab kein böses Wort. Da stunden die beiden andern Männer ergriffen auf und

sagten: Das sei kein Weib, sondern ein Engel, sie aber seien Teufel, diese himmlische Geduld also zu versuchen; schämen, tief in den Boden hinein müßten sie sich. Ob solchem Thun sollten weder Sterne noch Sonne sie mehr erblicken. Und ergriffen wurde auch der erhärtete Mann ob dieser Anerkennung seines getreuen Weibes, er bat ihm ab seine Unthat, erklärte durch diese Liebe sich überwältigt, sie auch verdienen zu wollen, und er hielt Wort. Die beiden Andern wurden mit dem Dritten ein Kleeblatt braver Männer. Sie wurden es nicht durch keifende Weiber, sondern durch eine versöhnliche Frau, inniger Liebe voll. Solche Liebe aber wird selten gefunden in Israel, darum versuche einer nicht muthwillig, ob die Liebe, die er gefunden, eine solche sei. Junge Liebe besonders ist gar gern empfindlich und reizbar; sie ist noch nicht im Wettersturm und Sonnenhitze fest und compakt geworden. Darum mache ja kein Mann in seiner ledigen Zeit auf solche Liebe hin Schulden, solche Schulden werden schwer vergeben. Die Entbehrung, welche ihre Bezahlung fordert, muß nun das Weib theilen, während es von dem, was die Schulden erzeugte, nichts hatte; ja diese Entbehrungen fallen ihm oft alleine auf, in der Haushaltung muß das Nöthigste entbehrt werden. Hat man bei ledigem Leibe Schulden gemacht, wie schwer wird es dann, sie los zu werden, wenn die Ausgaben durch eine vergrößerte Haushaltung alle Tage sich mehren. Und seien die Schulden noch so gering, sie sind immer ein Berg, den man vor sich hat, der einem den Athem benimmt, und des Weibes Herz wird nicht leicht, oder es sei denn ein gar leichtsinniges, bis sie abgetragen sind. Dieses Abtragen ist ein furchtbarer Hemmschuh fröhlichen Gedeihens und nimmt der Frau fast die Freude am Haushalten. Man kann das Nöthige nicht anschaffen, man hat keinen Sparpfennig für Unvorhergesehenes, keinen Kreuzer, um zu rechter Zeit etwas zu kaufen: man ist beständig auf dem Trocknen, geräth in immer größere Entblößung, das Gemüth wird immer saurer, und wenn am Ende

auch die anfänglichen Schulden bezahlt sein sollten, so hat man vielleicht neue gemacht, oder muß neue machen, um zu dem Nothwendigsten zu kommen. Da hält es selten ein Weib liebend, froh, geduldig, vergebend aus.

Vor solchen Schulden hüte sich also Jeder, und besonders ein Schulmeister. Wenn einer ledig ist, so kann er es sehr füglich machen, wenn er nicht Erziehungskosten hat. Läßt er nur das Händelen sein, streckt sich nach der Decke, giebt nicht jedem Gelüsten nach, so kann er mehr verdienen, als er braucht. Und hat Einer nothwendige oder muthwillige Schulden gemacht, so nehme er sie nicht in die Ehe hinein. An solchen Schulden tragen Zwei viermal schwerer, als eins allein, und sie sind zehnmal schwerer zu tilgen. Und kann er es nicht anders machen, muß er sie in die Ehe nehmen, so sage er es vorher, wie die Sachen stehen, und sehe, was seine Braut dazu für ein Gesicht macht. Macht eine Braut ein mißvergnügt Gesicht, nun, so läßt sich das Ding ändern; trägt aber einmal eine Frau ein solches im Hause herum zu Tisch und zu Bett, dann muß man es halt haben. Und solch mißvergnügte Weibsgesichter, auf welchen alle möglichen Leiden, Elender und Jammerthäler ausgedrückt sind, sind ein gräßlich Elend. Sie mahnen mich an Meerrettig, den man schabt. Man darf ihm die Augen gar nicht zukehren, sonst laufen sie einem ganz miserabel über. Solche Gesichter machen freilich einige Weiber, auch wenn die Männer keine Schulden haben. Aber wenn sie wüßten, wie solche mißvergnügte Gesichter (oft nur darüber gemacht, nicht weil ein Floh sie gebissen, sondern daß es vornen und nicht hinten geschehen) ihnen übel stehen, wie sie der Sauerteig sind, der alles versäuert, das Haus und das Herz, die Liebe und das Glück, wie ein solch Gesicht für die Wohlfahrt ist, was ein ungewaschen Geschirr für die Milch im Sommer, wo alles versauret im Umsehen — wahrhaftig, die Weiber würden mehr auf ihre Gesichter achten, d. h. ob sie vergnügt oder mißvergnügt seien.

Ich war kein Klotz, darum ging es mir gar tief zu

Herzen, daß jetzt mein Weibchen um meinetwillen schmalbarten solle. Es war wieder freundlich und wo möglich noch inniger als sonst, aber eben das that mir um so mehr weh. Ich fing an weniger zu essen, aß kein Brot mehr nach dem Essen und arbeitete viel emsiger als sonst.

Am ersten Tage achtete mein Weibchen nicht darauf; am zweiten frug es mich: Warum ich doch nicht Brot nehme? Ich schützte vor, viel gegessen zu haben, nicht mehr zu mögen. Gar ängstlich ward es, es sei mir nicht wohl, trat zu mir heran, streichelte mich mit seinen braunen Händchen, bat: Ich sollte ja mich legen, diesen Nachmittag nicht arbeiten, es wolle mir Thee anrichten — Melissenthee, der mache einem gar apparti wohl. Den Thee mußte ich trinken, ich mochte protestiren wie ich wollte, und es ward mir gar wohl, aber nicht vom Thee, sondern von Mädelis Angst und Liebe. Man glaubt gar nicht, wie wohlig es einem wird bei den Kümmernissen und zärtlichen Sorgen, die ein junges Weibchen an den Tag legt, wenn es seinem Männchen zum ersten Mal nicht ganz wohl wird. Man möchte sein Lebtag krank sein, solch liebevoller Pflege wegen, an die ein lediger Mensch, um dessen Uebelkeiten sich Niemand bekümmert hatte, nicht gewohnt ist. Man ist ganz selig dabei, zu sehen, wie lieb man seinem Weibchen ist, aus allen dessen Zügen das Herz in allen Tönen jammert: ach! stirb mir nicht, stirb mir nicht! Denn so ein junges Weib meint, es gehe gleich an's Sterben, eine Alte nimmt's kaltblütiger.

Als ich am dritten Tag gar munter und wohl aussah ob all der Liebe und der Ueberzeugung, daß Mädeli mir ganz verziehen habe, und denn doch kein Brot essen wollte, da sah mich mein Weibchen einige Augenblicke still und scharf an, es füllten sich ihm die Augen mit Thränen und leise frug es mich: willst doch nicht etwa nicht Brot essen, weil ich so wüst that am Sonntag? Da ich nicht gleich Antwort gab und etwas verblüfft über die Nase sah, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, daß Mädeli

das merken würde, also keine Ausrede vorbereitet, und nur so hinter dem Ohr hervor konnte ich keine nehmen, so fing Mädeli an zu weinen: Es hätte es doch gewiß nicht bös gemeint, es sei wahr, es hätte wüst gethan, aber es hätte ihm auch gedauert, daß ich ihm nichts gesagt; wolle ich aber deswegen kein Brot mehr essen, so esse es gar nichts mehr. Natürlich protestirte ich, daß der Fehler auf seiner Seite sei, sondern nahm ihn auf die meine, und behauptete, daß es nichts als billig sei, daß ich etwas leide, da ich allein gefehlt, und es mache mir im Grunde ja wenig, kein Brot zu essen, und werde mir nicht schaden. So stritten wir eine Weile hin und her, wer im Fehler sei und wer dem Andern zu verzeihen habe, und wurden doch nicht einig darüber, versöhnten uns aber doch mit einem Kuß. Dieses Zanken ist ein Zanken der Liebe, das ich wohl leiden mag. Wenn ein Jedes seine Fehler sieht und bekennt, Jedes die Schuld auf seine Schultern nimmt, dann sind Eheglück und Ehefrieden gesichert. Warum ist es aber meist umgekehrt?

Eilftes Kapitel.

Wie eine junge Frau die Auszehrung hat.

Bald darauf wurde Mädeli blässer, sein Gang matter, es fehlte ihm bald hie, bald da. In allen Gliedern liege es ihm, klagte es oft, und es dünke ihns kein Essen gut; ein unreifer Apfel dünke ihm am besten.

Das machte mir gar bange, aber ein Mann ist in solchen Dingen unbehülflich. Ich wußte nicht anders, als ihm immer anzurathen, es solle doch ja Melissenthee anrichten; aber ein Weib ist in solchen Dingen gar eigensinnig, wie gern sie einem Mann etwas einschütten, sie selbst wollen keinen Tropfen davon auf die Zunge nehmen. Unterdessen ward das Uebel immer schlimmer, bei'm Essen rührte es selten einen Bissen mehr an, und sein Gesicht schien immer länger zu werden und fiel immer mehr ein

um die Augen herum. Endlich fing ich an vom Doktor zu reden, aber mein Weib sagte: Wart, es wird schon besser. Und wenn es am andern Tag nicht besser war, so sagte es wieder: Wart, es wird schon besser, und doch traf ich es oft weinend an.

Ich fing an, eine Auszehrung zu fürchten. Das klagte ich einmal einer Nachbarsfrau. Die sagte mir: Du Tropf, es wird was anders sein. Mit diesem Bescheid lief ich ganz erstaunt und erfreut zu meinem Weibchen, aber es sah mich gar böse an und meinte: ich hätte nicht brauchen der Nachbarsfrau zu klatschen, wie es ihm sei, es müßte es doch am besten wissen, wenn es etwas wäre. Aber es sei ihm ganz anders, als die Weiber sagen, daß es ihnen sei. Ich war also wieder in Angst, und drückte es endlich durch, daß ich zu einem Doktor gehen durfte, der gar ein geschickter war und weit und breit berühmt mit dem Wasserg'schauen. Aus demselben könne er eine Krankheit Punktum sagen, sagten die Leute, und manchmal noch, wie manchen Tag man zu leben habe. Ein altes Arzneiglas wurde aufgetrieben, das Wasser hineingefaßt, und stand, während Mädeli und ich in der Küche zärtlichen Abschied nahmen, auf dem Tisch, wo mein Schwiegerpapa noch an seinem Frühstück war.

Endlich ward ich entlassen und wanderte rüstig dem berühmten Doktor zu, der freilich nicht patentirt war, aber um desto größeres Zutrauen besaß. Auf dem Wege gesellten sich einer nach dem andern zu mir, denn an manchem Tage wallfahrtete es ordentlich hin zu dem Hexenmeister. Einer erzählte dem andern seinen Fall, und beim Hause angelangt, wurde in der Menge ringsherum wieder erzählt, was jeden bringe und was er wissen möchte, und des Doktors geschwätzige, schlaue Magd wand sich wie ein Aal unter den Leuten herum, auch seine Frau schwatzte so viel mit ihnen als möglich. Einer nach dem andern wurde mit seinem Fläschchen vorgelassen, und brachte Sentenzen und Mittel fröhlich oder traurig aus der geheimnißvollen Kammer. Endlich kam auch an mich

die Reihe, und bebend schritt ich unter die Augen des Wundermannes.

Ich blieb ihm einige Schritte vom Leibe stehen und streckte mit langem Arm meine Flasche dar. Derselbe setzte seine Brille auf, that wenige Fragen: wer ich sei, woher ich komme? und sagte endlich: das ist das Wasser einer schwangern Frau, der fehlt sonst nichts. Da war ich ganz verdutzt und erfreut, daß der Doktor das so bald errathen, ohne viel Fragen, und daß meinem Mädeli nichts weiter fehle. Ich will dir noch was mitgeben, sagte er, es wird sich dann bald zeigen, daß es so ist. Damit leerte er mein Fläschchen, schwenkte es in einem Kessel, wo diesen Morgen schon viele geschwenkt worden waren, aus, und schüttete mir eine Art von Elixir hinein, welches mich 7½ Batzen kostete. Freudevoll lief ich damit heim, daß mir die Haare flogen, die Leute mich verwundert ansahen, und als ich gegen unser Dorf kam, meine Dorfleute sich bei mir stellten und fragten: E, Schulmeister, was giebt's? Da hielt ich nicht hinter dem Berge, sondern kündete Allen mit lachenden Augen an: Meine Frau ist schwanger, der Doctor hat es mir gesagt. Dann lief ich ungesäumt weiter und verkündete einem Andern diese fröhliche Botschaft. Ich sah nicht, wie hinter mir die Leute die Köpfe zusammensteckten und lachten.

Ich lief, so schnell ich konnte, unserm Hause zu, und Mädeli im Gärtlein erblickend, rief ich halb athemlos von Weitem: Mädeli, du bist schwanger, der Doktor hat's gesagt. Mädeli sah ganz roth auf und sagte: Schrei doch nicht so, Peter, das halbe Dorf hört es ja. Geh in die Stube, ich komme nach. Beschämt zottelte ich hin und beschwerlich kam es mir nach. Dort erzählte ich, wie der Dokter ein b'sunderbar ein geschickter sei, wie er kaum in das Glas gesehen, ohne daß ich ein Wörtlein gesagt, als er gleich ausgerufen habe: Die ist schwanger.

Mädeli wollte sich stellen, als ob es dieses nicht höre, und machte sich etwas zu thun; ich aber drehte es um, und freute mich gar herzlich darüber, so daß Mädeli sein

Gesicht an meinem Halse verbarg. Da hörten wir ein schallend Gelächter neben uns, es war der Schwiegerpapa. Wir beide, ärgerlich darüber, daß er unsere angehenden Elternfreuden also gestört, sahen uns um, fragend, was er denn zu lachen habe? Er konnte vor Lachen lange nicht antworten. Endlich begriffen wir, daß er das Wasser verwechselt habe, und er es eigentlich sei, der schwanger sein solle.

Wir standen da wie Weiber, denen die Katze des Sonntags das Fleisch gefressen, und am Ende fing mein Weibchen an zu weinen, daß seine angehenden Mutterfreuden eitel, seine Furcht vor der Auszehrung gegründet sein sollte. Der Vater aber tröstete: Seid nicht thöricht, was der Arzt euch gesagt, wußten ich und andere Leute längst ohne Wasserschau. Ich spielte euch den Streich, nicht um euch zu betrüben, sondern um euch zu zeigen, was an einem Wasserdoktor ist. Die kenne ich längst. Als ich hinter Murten auf der Wanderschaft war, da war einmal ein solcher trunken und schenkte mir klar Wasser ein. Allerdings, sagte er, sehe man Gallengeschichten, heftige Fieber und manchmal ihre Grade, sehe Krämpfe krampfhafter Frauen zuweilen in denselben, weiter nichts; sehe nicht einmal den Unterschied von männlichem und weiblichem Wasser.

Aber die Leute wollten es einmal so, darum thue man es. Man kenne erstlich viele Leute ringsum und wisse, was vorgehe; man kenne in allen Jahreszeiten ungefähr den Charakter der Krankheiten und die jahrzeitlichen Uebel; man habe allenthalben Leute, die einem Nachricht geben von Leuten, die kommen würden; man habe aparte Leute, welche die Leute ausfragten, welche kämen; man habe auch eigene Vorrichtungen, um die Leute zu behorchen, und wenn alles das nichts hülfe, so schieße man seinen Schuß von ungefähr in die Scheibe hinein, oder helfe sich mit einem Witz. So habe z. B. einst in der Wartstube des berühmten Micheli von Langnau Einer gesagt: er habe da das Wasser von seinem

Bruder, der sei von einem Kirschbaum hinuntergefallen, und nun nehme es ihn Wunder, ob der Bader das errathen könne; wenn er das könne, dann wolle er glauben, er könne mehr als ein Anderer. Der Doktor, der das natürlich gehört oder vernommen, habe, als jener seiner Reihe nach vorgekommen, das Wasser lange beschaut mit bedeutender Miene und kurz gesagt: Dein Bruder ist gefallen. Respektvoll habe der Bursche den Spruch vernommen und gesagt: Ja, Bader, du hast recht, aber schlauer Weise nach Emmenthaler Art einen Incident machend, fragte er aus dem Stegreif: Aber kannst mir sagen, von was er hinunterfiel? Von einer Leiter, antwortete Micheli. Aber kannst mir sagen, wie manche Sprosse hoch? frug der andere weiter. Achte, sagte der Arzt. Jetzt, Doktor, hast gefehlt, viel höher fiel er runter. Höre, Bürschchen, brachtest mir alles Wasser? frug Micheli. Nein, war die Antwort. Nun, da siehst, die andern Sprossen waren im andern Wasser, antwortete Micheli. Da vergaß das Bürschli Maul und Nase offen. Micheli's Witz war über seinem gewesen, darum sagte er auch: Der kann mehr, als Brot essen. So erzählte uns der Alte, um uns zu besänftigen, denn wir waren recht böse über ihn. Es gelang ihm lange nicht. Mit ganz eigenen Augen sah ich Mädeli, die werdende Mutter, an, und keiner Königin konnte man aufwärtiger sein, als ich meinem Weibchen. Ganz eigen schwellte sich mir das Herz, wenn ich dachte, daß ich Vater werde. Und Mädeli ward so zärtlich und so bange, es schien mich noch einmal so sehr zu lieben, und doch schlich es öfters bei Seite und mit verweinten Augen fand ich es wieder. Wenn ich es dann in die Arme nahm und nach seinem Kummer fragte, oder ob es böse über mich sei, dann schmiegte es sich fester an mich und jammerte, es müsse gewißlich sterben, es stehe das nicht aus. Früher wäre es so gern gestorben, jetzt aber so ungern. Es könne nicht von mir weg, es könne mich nicht lassen, so gerne

hätte es auch das Kind gesehen; aber das könne nicht sein, das mache es so traurig, denn sterben müsse es.

Diese Hirngespinnste wollte ich ausreden, verjagen, wurde aber am Ende selbst davon angesteckt. Bald hatte es geträumt, unter seinem Zeug das Todtenhemd gefunden zu haben, bald hatte eine Krähe drei Morgen hinter einander bei Tagesanbruch auf unserem Hause gekräht, bald der Todtenwurm gepickt zunächst neben unserm Bette; bald hatte es einen Klapf gegeben in der Stube, wie ein Schuß, und man konnte nicht entdecken, was eigentlich geklepft. Diese Wahrnehmungen alle machten auch Eindruck auf mich, entkräfteten daher meinen Trost. Und wenn wir uns auch einigermaßen beruhigt hatten, und Mädeli in meiner Nähe zuweilen die Todesgedanken vergaß und wieder lachte, so kam, fast wie vom Teufel hergeblasen, irgend ein Weib, um die Angst von Neuem anzublasen. Die erzählte dann schauerliche Geschichten, bald von erfüllten Ahnungen, und wie sich die Kindbetterin selbst gesehen hätte im Todtenbaume, bald von den Schmerzen und Gefahren des Kindbettens, wie es zum ersten Mal immer am härtesten zugehe, wie hie und dort eine gestorben sei, oder für ihr Lebtag ein Gebrechen davon getragen; von hübschen, jungen Weibern, die seit dem ersten Kindbetti herumschlichen wie ein Schatten an der Wand, wie wenn sie aus dem Grabe kämen und keine gesunde Stunde mehr hätten. So erzählte ein Weib ums andere, und eins schauerlicher als das andere. Hintendrein sagten sie dann wohl: Sei doch nicht ein Narrchen, so Angst zu haben. Es geht nicht Allen so, im Kriege kommen auch nicht alle Soldaten um. Du mußt dich nur nicht fürchten, dann wird es schon gut gehen.

Daß dann aber dieser Trost nicht besonders anschlug, kann man sich denken. Es fehlte Mädeli allerdings gar viel etwas, und da gab wieder eine Frau dieses an, eine andere etwas anderes, riethen besseres Essen an und ermahnten, Fleisch und Wein zu brauchen. Da fühlte ich am bittersten meine Schulden und meine Entblößung.

Das Geld vom Schullohn, das uns im Frühjahr bezahlt wird, war längstens fort, wir mußten vom Verdienst leben, und der war nicht groß. Wir hatten einen langen Winter vor uns, in welchem ich fast nichts verdienen konnte, und eine Kindbette, die viel kostet, und für die ein guter Hausvater allweg etwas Geld z'weg macht, und endlich sollten wir noch erübrigen, um an unsern Schulden etwas zu zahlen. Da ward es mir schwer und bang, und dennoch trug ich Mädeli zu, was ich konnte; aber es wollte es dann nicht brauchen, und jammerte über die Kosten, die es verursache, schmähte mich über meinen Leichtsinn, das Geld jetzt wegzuwerfen, das später viel besser zu gebrauchen sei. Das war auch wieder ein Zanken der Liebe, das angehen mag. So hatten wir zu jammern, zu zanken und dann wieder abzurathen, was wir für die Kindbetti und das Kind zurecht zu machen hätten. Wir scheuten uns, Jemand zu fragen, und trugen aus unsern Jugend-Erinnerungen und aus dem, was wir hier oder da sahen, zusammen, was wir konnten, und rathschlagten gründlich und bedächtlich, mit wie vielem wir es wohl machen könnten. Aber wir mochten rechnen, wie wir wollten, Geld brauchte es immer, denn wir hatten nicht alte Tücher und Hemden zum Verschneiden. Glücklicherweise gab es ein gutes Flachsjahr, gab Hanf, und aus diesem lösten wir so viel, daß wir einen Sparpfennig für die Kindbetti zu haben hofften. Auch der Vater hatte Verdienst und konnte uns in der Haushaltung nachhelfen.

Der Winter kam wieder und mit ihm die Schule.

Diesmal freute ich mich nicht besonders darauf, ich hatte eigentlich Anderes zu sinnen und zu thun. So ein Morgen dünkte mich oft gar lange, und ich hätte es kaum ertragen, wenn ich nicht des Morgens wenigstens einmal hinüber zu meinem Weibchen gegangen wäre. Es sandte mich aber bald fort, sagend: Hör, Männchen, wie sie so wüst thun, du mußt hinüber. Oft wollte ich es überreden, mit mir in die Schulstube zu kommen, es könne

da auch spinnen oder stricken, meinte ich. Es hätte auch so gut das Recht dazu, als andere Schulmeisterweiber, die ganze halbe Tage in der Schulstube auf dem Ofen hocken, manchmal mit einem Kind auf dem Arm und an der Brust, und manchmal mit keinem. Aber Mädeli wollte nicht und meinte, das sei doch nicht anständig und trage nichts ab; im Gegentheil, man versäume einander nur gegenseitig. Es sei nicht von denen eins, die meinen, die Männer seien nur für sie da und sollten immer bei ihnen hocken, und alles gehn und liegen lassen, wenn den Weibern was durch den Kopf fahre.

Als aber die Kindbetti, wie wir glaubten, immer näher rückte, da hatte ich denn doch fast kein Bleiben mehr, und alle Stunden wenigstens einmal lief ich zu ihm hinüber, um zu sehen, ob die Stunde gekommen sei? Und weil sie immer nicht kommen wollte, so fingen wir wieder an zu glauben, es sei gar nichts, und das Ganze eine Krankheit, ein Aufschwellen oder eine Wassersucht. Zum Glück wurden unsere Bekümmernisse unserem Vater kund, ehe wir zum Doktor liefen oder andere Leute beriethen, und der lachte uns so tüchtig aus, daß wir doch wieder zu hoffen anfingen: es sei etwas anders. Endlich weckte mich des Nachts ein Gewimmer, es war Mädeli, das über Stechen, Reißen, Stüpfen, Drängen klagte, und es nirgends mehr zu erleiden wußte. Mir ahnete, das könne nun die erwartete Stunde sein, und mir ward wie einem Rekruten, der zum ersten Mal ins Feuer soll, wie einem auf Tod und Leben Angeklagten vor dem Geschwornengericht, ehe Schuldig oder Nichtschuldig über ihn gesprochen wird. Ich fragte alle Augenblicke: wie gehts, wie ist dir? Aber das Jammern und Wimmern wurde immer stärker, mir lief der Schweiß bachweis um den Leib; ich wußte nichts anzufangen, als am Ende den Vater zu rufen. Der schalt mich aus, daß ich es nicht schon lange gethan, oder daß ich nicht Weiber gerufen, die müßten herbei, er wisse dem nicht zu thun. Er lief um Hülfe aus, und bald waren welche da, denn für solche

Dinge sind die Weiber aufwärtig und hülfreich. So eine Geburt ist manchem Weibe, was manchem Mann eine Feuersbrunst, und je ärger es an beiden zugeht, desto wohler ists ihnen. Ich war in gar fürchterlichen Aengsten, ich glaubte alle Augenblicke, es müßte gestorben sein, und hatte gar ein unendlich Bedauern und fragte immer, wie es gehe, und wenn ich keine Antwort erhielt, so meinte ich schon, es sei aus mit Mädeli. Aber ganz gelassen bewegten sich die Weiber herum, erzählten eine Kindbetti nach der andern und eine fürchterlicher als die andere; und wenn Eine fertig war, so sagte die Andere: das ist gar nichts, dort oder dort gings noch ganz anders zu! Eine machte Kaffee, eine Andere betete in einem Buche, bis es ihr in den Sinn kam, daß ich der Schulmeister sei, und eigentlich am besten sollte beten können, und sie setzte mich an den Tisch und schob das Buch mir vor. Weder meine Frau, noch die Weiber, die zwischen durch immer schwatzten, hörten darauf, und ich wußte gar nicht, was ich sagte, sondern hörte nur immer auf das Gewimmer im Bette; aber das Beten ist Beten, und es sei b'sunderbar gut, wenn es hart zugehe, sagte eine. Wenn Einer recht herzhaft bete, so gehe es einen Weg, entweder den einen oder den andern. Aber trotz dem Zuspruch hielt ich es doch nicht am Buche aus, sondern mußte näher zu meinem Weibchen, und doch wäre ich wieder für mein Leben gern davon gelaufen.

Es ging lange. Es schlug Mitternacht, es schlugen Morgenstunden, und noch immer war die Sache nicht ab Ort. Ich hatte kein Bleiben mehr, war außer mir. Das Seufzen Mädelis schien mir schwächer und immer schwächer, reden konnte es kaum mehr, der Schweiß stand ihm auf der Stirn; da sagte endlich eins der Weiber mitten aus einer schauerlichen Geschichte heraus: Man könnte die Hebamme kommen lassen, sie wohnt ja nur eine halbe Stunde weit. Wenn es fehlen sollte, so müßten die schuld sein, wo dabei waren und würden verbrüllet, das es eine Art hätte. Mein Schwäher wurde abgesandt.

Nun ging es aber eine Ewigkeit, eine lange, schreckliche, bis endlich die Thüre aufging und die Hebamme kam. Grüß Gott! und helf Gott! sagte sie, trat zum Bett und gab alsbald tröstlichen Bescheid, das werde sich recht wohl machen, es sei Alles in der besten Ordnung, man solle nur Geduld haben, das gehe nicht so auf ein Mal. Aber eben diese Geduld zu haben, ward je länger je schwerer, und selbst meinem Schwäher fing es an Angst zu werden. Er murmelte immer lauter, man könne das doch nicht so gehen lassen, und ob es nicht am besten wäre, wenn man den Doktor holen ließe. Ein Doktor sei doch immer ein Doktor, und eine Hebamme eine Hebamme; hinter Murten hätte man nicht halb so lange gewartet, ehe man ihn herbeigerufen.

Das war mir ganz recht, Hab und Gut hätte ich gegeben, wenn nur geholfen worden wäre. Die Hebamme aber sagte, man könne machen, was man wolle, sie habe nicht zu befehlen, aber es komme darauf an, zu welchem Doktor man wolle. Man hätte zu zweien ungefähr gleich weit. Hole man den Einen, so werde der nichts machen, sondern sagen, man solle nur Geduld haben, die Natur werde sich schon helfen. Der Andere aber werde auf der Stelle seine Manöver anfangen, dem sei's nur um den Louisd'or zu thun, und da frage er nicht lange, wie und wo, sondern fange an zu zängeln. Man könne aber machen, was man wolle, aber sie sage es zum voraus, sie wolle nicht schuld sein. Hingegen glaube sie, es werde, Unvorhergesehenes ausgenommen, gut gehen. Man solle doch nicht den Muth verlieren, das gehe ja nicht aparti bös und nicht aparti lang, und wenn es bis zu Mittagszeit vorüber sei, so könne man noch immer sagen, es sei gut gegangen. Es gebe nicht viel Weiber, die ihre Kinder so unerwartet im Bohnenplätz bekämen und wohlgemuth in der Schürze sie heimtrügen.

Und wie sie sagte, ging es auch. Noch Vormittag hörte ich auf einmal ein gewaltig Schreien, und die Hebamme sagte: Nicht wahr, ich hab's gesagt! Aber kein

Wunder ist's, daß es hart ging, das ist ein Bub, der reichste Bauer kriegt sie nicht größer. Gottlob, sagte Mädeli, und legte sich still, selig ins Bett zurück. Und ich wußte vor Freuden nicht was anfangen, wollte mich bald mit dem Buben abgeben, der aber ungebührlicher Weise von mir keine Notiz nahm, sondern auf seine eigene Faust mörderlich schrie; wollte mit Mädeli reden, das drückte mir aber nur mit freundlichem Lächeln die Hand; wollte mit der Hebamme reden, aber die hatte so viel zu regieren und so viel Mangelndes, z. B. eine Nabelbinde rc. von den anwesenden Weibern sich zu erbitten, daß sie gar nicht auf mich hörte und am Ende mir sagte: Schulmeister, geht doch auf die Seite, ihr seid einem nur unter den Füßen. Aber ich ward nicht empfindlich, ich ging hinaus und freute mich meines Buben und meines Gottes, der mir mein Weib erhalten.

Zwölftes Kapitel.

Von Vaterfreuden und Vatersorgen.

Das Vatersein erzeugt ganz eigene Empfindungen. Man kommt sich viel bedeutender vor, macht unwillkürlich eine gewichtigere Miene und fühlt sich, entbunden von der früheren Angst, leicht und froh wie ein Fisch im Bach, wie ein Vogel in der Luft; es dünkt einen fast, man sollte fliegen können. Man weiß aber vor lauter Freude nicht recht, wo einem der Kopf steht, und hat trotz der Vaterwürde etwas von einer sturmen Gans an sich. Mit der Wöchnerin kann man nicht reden, kann nur sehen, wie sie so wonnereich ihr Kindlein in den Arm nimmt, wie die dankerfüllte Seele so freudig aus den Augen glänzt, und bei aller Schwäche das Gefühl behaglicher Ruhe in allen Gliedern sich ausdrückt. Mit welcher Ahnung hält der Vater sein erstes Kind, und besonders einen Buben, zum erstenmal auf dem Arme und schaut in sein schreiend Gesicht! Was wird wohl aus dem Bürschlein alles werden, wie wartet auf ihn die Welt, was wird sie ihm

bieten, wie wird er sie bezwingen? Daß noch kein solches Ding in die Welt gekommen, dessen ist der Vater überzeugt, und sieht im Geiste den Sohn mit Ruhm und Ehren gekrönt, und mit gaffendem Munde ab solchem Wunderding rings um ihn die Welt. Und je nachdem der Vater etwas ist, je nachdem legt er dem Kinde Titel und Würden bei im Geiste. Der Patrizier sah in seinem Jungen einen Schultheiß oder wenigstens einen Obersten. Der Bauer sieht in seinem einen Amtmann, der breit mit den Händen in den Westentaschen vor seinem Hause steht, und zusieht, wie man vier schwarz glänzende Rosse an den Mistwagen legt.

Der Pfarrer sieht seinen Sohn als Professor, der griechisch und lateinisch, das ihm so viel vergeblichen Schweiß auspreßte, kann wie Schnupf, oder sieht ihn wenigstens als Stadtpfarrer, und in heiligem tiefem Respekt bückt er sich tief vor dem kleinen Ding, als ob es schon wirklich ein Großes wäre. Der Schulmeister träumt sich seinen Buben auf der Kanzel als stattlichen Pfarrer, und wie Alle sagen: Ja, der kanns, wie keiner, und wie Vater mitten unter den Leuten steht und sagt: Ja, der kanns, von Ackerbau versteht mein Junge nichts, aber auf der Kanzel ist er ein Unteufel. So gehen Träume durch der Väter Seelen und ähnliche durch der Mütter Seelen, aber nur ähnliche und nicht gleiche. Die Mütter träumen von schöner Leibesgestalt, rothen Backen, lockigtem Haar, witzigem Munde, und im Hintergrunde schimmert ihnen immer eine Hochzeit entgegen. Und dann hat der Vater und die Mutter bereits Langeweile nach der Träume Erfüllung. Sie gehen alle Augenblicke zum Kinde, zu sehen, wie schnell es den Träumen entgegenreife, und wenn es schläft, so kommen sie beständig in Versuchung, es zu wecken, erstlich, damit es die Zeit nicht verschlafe, und zweitens, um zu sehen, wie bedeutend es sich in der letzten halben Stunde entwickelt habe. Und wenn man schon vom Kinde weg ist, so verfolgen einen solche Träume, und legen sich quer durch den Kopf, so daß sie andern Ge-

danken den Weg verlegen, daß man, wie man zu sagen pflegt, den Kopf nicht mehr beisammen halten kann. Daß man in der Schule konfus wird, gar nicht mehr aufpassen kann beim Lesen, und beim Aufsagen die Fragen verwechselt, und immer falsche Antworten fordert auf die vorgesagten Fragen, so was ist fatal. Ein Schulmeister soll nie Unrecht haben; aber wenn dann die Kinder mit dem Fragenbuch kommen, was soll er anfangen?

Ueberhaupt möchte ich jedem Schulmeister den Rath geben, die Kindbettene auf den Sommer zu richten, im Winter läßt es sich fast nicht machen, besonders in den alten Schulhäusern, wo Schulstube und Wohnstube an einander stoßen oder doch auf dem gleichen Boden sind. Wie soll der arme Teufel Schul halten mit seinem Kopf voll andern Dingen? Wo soll er Zeit dazu finden? Er muß die Haushaltung machen, er muß doch der Frau abwarten, er muß geschwind nachsehen, wenn das Kind schreit, was es Neues gebe, er muß es trocken machen und säubern. Freilich ist zuweilen eine gute Nachbarsfrau da, welche ihn etwas ablöst, oder es kömmt die Hebamme. Und wenn er schon Zeit hat, so ist er doch matt und müde, von der Abwart, dem Nichtschlafen in der Nacht. Dann nehme man, wie wohl der Schullärm der Wöchnerin thut, und wie Langeweile sie hat, wenn der Mann nie bei ihr sein kann! Und wenn man einen Schwäher hat, der schustern muß, und nirgend anders schustern kann, als in der einzigen Stube, welche man brauchbar hat, so ist es auch kommoder, im Sommer Kindbette zu halten, da kann er doch schustern vor dem Hause oder in der Schulstube. Denn man nehme, wie lieblich die Hammerschläge tönen im Kopf einer Kindbetterin; man bedenke, daß geschustert werden muß, wenn die Kindbetterin ihre Buttersuppen gehörig haben soll. Wahrhaftig, mit der Schule wußte ich nie so wenig anzufangen, sie war mir nie so zur Last, als damals. Auch waren meine Morgen und Nachmiitage nicht sehr lang, ich trieb Künste mit der Uhr, oder war das nicht zu machen, so

wandte ich Geschäfte vor, und sandte die Kinder eine halbe Stunde früher fort.

Die Leute nahmen mir das damals nicht übel; da gab es keine Schulkommission, welche hinter den unfleißigen Hausvätern her war, sonst hätten die auch was gesagt. Die passen den Schulmeistern, seitdem man ihnen aufpaßt, gar verdammt auf, vor denen kann er sich in Acht nehmen, viel mehr, als vor dem Schulkommissair, der gewöhnlich ein guter Mann ist.

Wir hatten gar Manches zu reden zusammen, was bei dem ersten Kinde ebenfalls mit ganz besonderer Wichtigkeit verhandelt wird. Wir mußten dem Kinde einen Namen auslesen, der ihm wohl anstund. Heutzutag sieht man bei den Namen nur auf den Klang und sagt: der gefällt mir. Ehedem sah man auf die Bedeutung desselben; da konnte man sicher eher einig werden, als jetzt über den Klang. Wir haben unsere Namen aus Sprachen her, die wir im Allgemeinen nicht mehr kennen, daher bleibt uns die Bedeutung der meisten Namen unbekannt. Das ist nun recht übel, denn sein Name war Manchem ein Mahnungswort, das ihm beständig in die Ohren klang. Man ist so gewohnt, bei den Namen nichts mehr zu denken, nicht zu denken, daß sie eigentlich Eigenschaften oder das ganze Wesen eines Menschen bezeichnen sollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch sehr gut weiß, was sie sagen sollen. Z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund u. s. w. So mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt?

Wir waren uneinig, ich und meine Frau. Sie wollte einen Peterli, der gefalle ihr gar wohl und töne schön. Ich war für einen Johannes gestimmt. Johannes sei gar schön, meinte ich, und Johannesli, mi's Johannesli, komme gar so lieblich heraus. Mein Schwäher fühlte wohl, daß ihm da nicht eine erste Stimme gebühre, aber er muckelte von einem Daniel, der habe ihm etwas Ma-

jestätisches, und hinter Murten hießen die führnehmsten Leute so. Wir stritten zusammen, bis Mädeli mich auf seine Weise ansah und sagte: Es könne nicht genug Peters haben, so lieb sei ihm der, wo es bereits habe. Da war das Streiten über diesen Punkt aus, aber nicht über den zweiten. Was sollten wir für Gevatterleute nehmen? Da wollte lange Keins recht mit der Sprache heraus. Ich war der Meinung, die Leute würden es mehr oder minder für eine Ehre halten, beim ersten Kinde des Schulmeisters zu Gevatter zu stehen, oder es könnten es wenigstens die Einen zürnen, wenn man Andere nehme statt ihrer. Man lache nicht darüber, und glaube, das sei noch eine meiner alten Mücken, die übrig geblieben. Es ging mir dabei nicht anders, als es gar vielen Vätern beim ersten Kinde geht. Wie viele meinen nicht, die Geburt dieses Kindes sei für die ganze Welt ein bedeutungsvolles Ereigniß. Weil diese Geburt für sie so wichtig ist, so meinen sie, für Alle habe sie den gleichen Werth. Du mein Gott, wie vergehen diese Faxen! Wenn dann die Kinder kommen, eins nach dem andern, daß man nicht weiß, wo wehren, so fängt man an, sich fast eben so sehr zu schämen, als man sich Anfangs gemeint hat. Während man beim ersten Kinde eine Ehre empfing und Andern eine Ehre anzuthun meinte, wenn man sie zu diesem Kinde erbat, so empfindet man später bei jeder neuen Geburt eine sich vermehrende Last, und fürchtet nun auch beim Gevatterbitten eine Last anzuthun. Meiner Meinung nach sollten also die Honoratioren des Dorfes zu Gevatter gebeten werden, womit ich aber doch hinter dem Berge hielt, hoffend, Mädeli werde und müsse gleich denken wie ich, und sollte sich darüber zuerst aussprechen. Endlich äußerte es sich, es dünke es, man könne an die Verwandten kommen; die würden es schon thun. Nun mußte ich denn doch widersprechen und bemerken, daß wir doch ja wenig Verwandte hätten, daß sie fern seien, entweder ihm oder mir unbekannt, und daß man es hier zürnen würde, und

daß man doch weniger Läuf und Gäng hätte, wenn man die Leute von hier nehme.

Gar ungläubig lächelte Mädeli, als ich vom Zürnen, von ungern haben sprach. Es hätte das noch nie gehört, hingegen gar oft: man wisse nicht, warum der einen doch plage, man gehe ihn ja weiter nichts an, und er hätte doch noch Leute, die das besser thun könnten. Die Vornehmern betrachteten eigentlich das zu Gevatterbitten als eine Bettelei, das Annehmen der Bitte als eine Gnade, denn es würde ja niemals Einem derselben in Sinn kommen, einem Untergebenen, Mindern wieder zum Pathen zu nehmen; man hätte ja nie gehört, daß ein Bauer einen Tagelöhner zu Gevatter gebeten habe. Bitte man aber Seinesgleichen, so thäten diese es darum lieber, weil sie das Gegenrecht ansprechen könnten, und um so leichter mit der gleichen Bitte anwachsen dürften.

So disputirten wir zuerst grundsätzlich, und dann angewandt auf die Personen. Mädeli schlug Verwandte vor und ich Honoratioren. Wir hatten gegenseitig an allen Vorgeschlagenen zu kritisiren. Ich muß bekennen, ich traute Mädeli in diesen Dingen gar kein Urtheil zu, es war ja so jung und hatte so viel mit Leuten sich nicht abgegeben. Dagegen glaubte ich mir Erfahrung erworben zu haben. Ich wußte wohl, daß ich meine Bauern nicht plagen durfte, aber zu Gevatterbitten hielt ich nicht für eine Plage, sondern eben für eine Ehre oder für eine Anerkennung der Untergebenheit. Nahmen doch Dienstboten ihre Meisterleute zu Gevatter, Hausleute den Hausbauer und seine Frau, und war an einem Orte ein Oberherr, so war der vor dem Pfarrer nicht sicher. Ich war daher hier hartnäckiger, als beim Namen, und setzte es auch durch, daß zwei Stellen nach meinem Sinn vergeben werden sollen, und die dritte konnte mein Weibchen besetzen und that es mit einem Bruder, der einige Stunden von uns in Arbeit stand. Ich aber erwählte den Statthalter und des Ammanns Frau, die bei der Geburt zugegen gewesen und mit Rath und That uns viel geholfen hatte.

Nun mußten die Erwählten auch erbeten werden. Die Weiber machen sich oft breit, daß ihnen bei den Kindern alle Beschwerden und Schmerzen auffielen, daß sie es den Männern gönnen möchten, wenn einmal das Kindbetten auch an sie käme. Sie denken nicht ans Gevatterbitten, denken nicht daran, daß man bei jedem Kinde doch nur einmal kindbetten, hingegen dreimal zu Gevatter bitten muß. Ehe man es erfahren hat, weiß man gar nicht, was das ist, ja man weiß es nicht, bis man auf dem Wege ist. Und was bei dieser Sache das Merkwürdigste ist, ist das, daß während durchs Wiederholen jede Sache leichter wird, auch das Kindbetten, das Gevatterbitten Einem jedesmal schwerer ankömmt. Der Kindbettimann, der den Sonntagsrock am Leibe, ein Tuch um den Hals und den Wollhut auf dem Kopfe hat, weiß wohl, daß man ihm aus jedem Hause nachsieht, wenn er am Werktag so angethan durchs Dorf geht, daß man neugierig sich frägt: wo geht er hin, wo kehrt er ein? Er weiß, daß wenn er gegen ein Haus einlenkt, in demselben ein Geschrei ertönt: Mutter, es kömmt aber Einer, er hat den Hut an und den Sonntagsrock, will er wohl dich oder den Vater? Wer ist's? frägt dann die Mutter. Und je nach dem Bescheid, sagt sie: he nun so dann, oder: der hätte es können bleiben lassen. Darum wählt man zu solchen Besuchen gerne die Dämmerung oder gar die Dunkelheit, und klopft, während die Familie am Abendessen sitzt, ganz bescheiden an der Küchen- oder Hausthüre. Die Ammannin empfing mich gar freundlich; ja freilich, sagte sie, das wolle sie mir schon verrichten, wenn ich das Zutrauen zu ihr habe. Es freue sie noch, und meine Frau gefalle ihr wohl, und warum hätte man die Sachen, wenn man nicht auch andern Leuten etwas davon thun sollte.

Bei des Statthalters ging es mir anders. Dort empfing mich auch die Frau, und hieß mich endlich hineinkommen, nachdem sie mich lange stehen gelassen und unfreundlich hin und her geschossen war. Der Mann werde bald kommen, hieß es. Wahrscheinlich führte er in der

Hinterstube sich etwas zu Gemüthe, was Niemand zu wissen brauchte. Die Frau machte sich unterdessen allerlei Anlaß zu schimpfen, wie man doch von den Leuten geplagt werde, es dünke sie, die Leute glauben, sie seien alleine auf der Welt und nur um zu Gevatter zu stehen. Kurz, sie wußte während der halben Stunde Wartens mir das Herz so in die Hosen hinunter zu sticheln, daß ich dem endlich eintretenden Statthalter mein Anliegen kaum vorbringen konnte. Höre, Schulmeister, weil du es bist, will ich es wohl verrichten; einem andern würde ich den Abschlag geben, das Ding kömmt mir wohl streng, und ich muß anfangen, zu mir selbst zu sehen. Nachdem ich noch gesagt hatte, sie sollten sich doch ja keine Kosten machen, es sei mir nicht wegen dem, und nachdem ich gehörig gedankt und vielmals alle z'Kindbetti eingeladen hatte, dachte ich beim Heimgehen: Mädeli, du hast doch etwas recht, aber ich sagte es ihm nicht.

Auch dem Bruder nachzulaufen, ward mir nicht geschenkt, und das ist wahrhaftig eine strenge Sache, wegen einer einfachen Frage im Winter ein halb Dutzend Stunden machen zu müssen; aber so sind einmal die Leute und die Gebräuche. Nun, der Bruder führte sich recht manierlich auf, zahlte mir noch eine Flasche, und da er erst eine neue Kleidung sich hatte machen lassen, so glaube ich, er that sich etwas zu gut auf das Gevatterstehen, und dachte sich das aus, wie sie luegen werden im Gytiwyl, wenn er daher komme in seiner neuen Kleidung. Freilich schiens ihm nicht ganz recht zu sein, eine bejahrte Ammannin zur Gevatterin zu haben, ein hübsches Mädchen wäre ihm lieber gewesen. Da ich nach Hause pressierte, um nicht von der Nacht überfallen zu werden, wies er mich auf einen Fußsteg, der eine halbe Stunde näher sein sollte.

Kalt blies der Nordwind über die Fläche und nahm mir unsanft den Tabakrauch vom Munde weg. Leicht war es mir ums Herz, die letzte Visite war gemacht beim letzten Pathen; in wenig Stunden war ich wieder bei meinem Sprößling, und mich nahm gar sehr Wunder, um

wie viel er in diesem ganzen Tage an Größe und Weisheit zugenommen habe. Freilich flogen auch allerlei schwerere Wolken mir durch den Kopf. Ich erfuhr täglich, daß Mädeli mit seinem häuslichen Büdjet sich doch verrechnet habe, und daß wir mehr als 20 Groschen brauchten in der Woche. Nur für Butter und Fett mußte 5 — 6 Batzen ausgegeben werden. Doch diese Wolken flogen rasch vorüber, verjagt durch die immer wieder hervorbrechende Sonne der Vaterfreuden, denen ich mich mit ganzer Seele hingab, und die mich auch warm hielten im Winde. Da tönte es dicht vor mir in dumpfem Zorneslaut: Zum D....., konnst nicht warte! Ich sah am Waldessaum einen Jäger im Anschlag, hörte nicht weit oben im Gebüsch einen klaffenden Hund, sah einen Hasen in den Waldweg springen, einen Augenblick stille stehen, und dann in raschen zierlichen Sätzen auf uns zukommen. Sieh, sieh, da, da! schrie ich. Aber der Jäger sah sich so wild nach mir um, daß das Schreien mir im Munde stockte, und als ich in ihm meinen nächtlichen Begleiter und Wegweiser mit dem fürchterlichen Schnauz erkannte, ließ ich vor Angst die Pfeife fallen. Da stutzte der Hase, machte eine halbe Wendnng und wollte abspringen, als es knallte aus des Jägers Doppelbüchse, und das Thierchen im Wege sich wälzte, zum Tode getroffen. Rasch sprang der Jäger hin, hob den Langbein an den Hinterbeinen auf, gab ihm einen Schlag mit der scharfen Hand ins Genick, und warf ihn wieder auf den Boden hin, wo alsobald der Hund, der auf der Fährte klaffend kam, ihn beschnoberte und mit dem Mund ihn packte, und gerne eingebissen hätte, wenn nicht des Jägers drohendes Auge über ihm gewesen wäre.

Ich ging auch, den Hasen zu beschauen. Der Jäger, der mit seinem scharfen Blick mich erkannt hatte, schnurrte mich an: man müsse ein Schulmeister sein, um einen so in den Schuß zu laufen; ob ich denn sein Winken, stille zu stehen, nicht bemerkt, oder ob ich etwa die nächste Kinderlehre studirt hätte? Und dann noch so zu brüllen,

wie ein Esel, ob ich denn glaube, er hätte keine Augen und die Hasen keine Ohren? Es komme mir wohl, daß er eine so gute Flinte habe, welcher er auf fünfzig Schritte einen Hasen, auch wenn er spitz gegen ihn käme, anvertrauen dürfe, sonst wollte er mir noch eins zählen. Ich entschuldigte mich so gut als möglich, aber ärgerlich war es mir, von ihm allemal mit einem Wischer empfangen zu werden. Während er die Flinte säuberte und lud, fand ich den Muth, ihm zu sagen, daß er die Schulmeister doch apparti auf dem Korn haben müsse. Das letzte Mal habe er über sie schimpfend mich verlassen, diesmal mit gleichem Schimpfen mich begrüßt. Was die ihm zu Leid gethan hätten? Schulmeister, das ist eine lange Geschichte, sagte er. Ich habe geglaubt, du seiest etwa neugierig geworden, und kämest einmal wieder, zu vernehmen, was ich damals meinte. Aber so seid ihr, wenn man euch nicht rühmt, so begehret ihr nichts zu hören; darum bleibt ihr auch, was ihr seid. Ich entschuldigte mich, daß mir Niemand hätte Auskunft geben können über ihn, obgleich ich mehrere Male nach ihm gefragt. Und dann hätte ich viel zu thun, hätte geheirathet. Aber wissen möchte ich doch, was er denn eigentlich gegen uns habe? Da ist der Wind zu kalt, sagte er, und die Sache zu lang, aber wenn du mit mir heimkommen willst, so will ich es dir schon sagen. So lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, ohne Mädeli Kummer zu machen, und sagte von einem andern Mal. Er lächelte und meinte, es werde mir nicht gar Angst darum sein, ob man eine Stunde früher oder später heimkomme, achte man sich sonst so einer Frau wegen nicht viel. Aber Schulmeister, sagte er, und schob den Hasen, den Kopf voran, in seine Jagdtasche, wenn du schon nicht neugierig bist, so könnte es mich einmal ankommen, dir nachzulaufen, denn es wäre doch wirklich schade, wenn kein Schulmeister vernehmen würde, was ich eigentlich gegen sie habe; es würde vielleicht Mancher weniger handlich seine Rockschöße schwenken, wenn er einmal bündig hören würde, was so ein Schulmeister abträgt. Da

erhob der Hund, der uns wieder verlassen hatte, ganz nahe bei uns ein gar wehlich Geheul, und vor ihm her setzte ein Hase in langen Sprüngen dem Walde zu, und von mir weg setzte der Jäger, in der einen Hand die Flinte, mit der andern die Jagdtasche haltend, wie rasend in den Wald hinein, und kaput stund ich auf einmal allein und hätte ihm gerne noch etwas gesagt.

Aber verschwunden war plötzlich die ganze Jagd wie ein wilder Spuk, nur das Anschlagen des Hundes tönte von ferne her mir zu, aber immer schwächer, bis es endlich verhallte, wenigstens für eines Laien Ohr. Fast so räthselhaft wie das vorige Mal, fast wie der wilde Jäger erschien mir wieder der wilde Mann. Was ich von ihm vernommen hatte, gab seiner Erscheinung auch noch etwas Schauerliches. Per se hatte ich ihm nachgefragt, und Alle die ich fragte, schüttelten bedenklich die Köpfe. Die Einen gaben ihn aus für einen fremden Räuberhauptmann, der sich hieher geflüchtet; Andere für ein Landeskind, das nach den Einen seinen Vater umgebracht, nach den Zweiten seinen Herrn, einen reichen Offizier, erschlagen. Die Meisten hielten ihn aber für Einen, der sich dem Teufel ergeben hätte, und hier mit allerlei Teufelskünsten sich abgebe. Zur Bestätigung dieser Meinung wußten sie eine Menge Belege anzuführen, so daß ich mich fast auf ihre Seite schlug, und eben deswegen nicht eilig gewesen war, ihm einen Besuch abzustatten.

Wenn man so darüber nachdenkt, so kömmt Einem sicher nichts schöner und feierlicher vor, als eine Kindstaufe. Das Kind, das der Herr gegeben, weiht man dem Herrn wieder. Da liegt es vor uns, eine Aufgabe, die alle unsere Kräfte in Anspruch nimmt, von deren Lösung unser Lohn und unser Glück abhängt; ein Räthsel, das die Zeit enthüllen wird; eine Gabe, die Gift oder Gold in unsern Händen werden kann; ein klein unbewußt Wesen, für das wir sorgen sollen, daß alle Dinge zu seiner Seligkeit gereichen, wie der Herr allen denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit gedeihen läßt; ein anvertrautes

Gut, das wir regieren sollen, wie wir wünschen von Gott regiert zu werden, also ein Prüfstein, an welchem wir erproben, in wie fern wir Gott ähnlich zu werden vermögen. Eine Kindstaufe ist also einer der erhebendsten Tage im Menschenleben, und nur wer sie nicht begreift, kann sich an ihr ärgern, und nur der Vater, der seinen göttlichen Beruf nicht vernimmt, kann sich ihr entziehen. Und wehe denen, welche aus Rechthaberei und Buchstabensucht den Vätern diese Taufen verdächtigen, und den Kindern rauben die Früchte dieses Taufens, die Früchte im Vaterherz und im Mutterherz. Unterdessen ists merkwürdig, wie auch die Welt dafür sorget, die tiefern Eindrücke zu verwischen, ja einen Vater gar nicht zur ordentlichen Besinnung und noch viel weniger zur rechten Empfindung kommen zu lassen.

Er muß am Morgen dafür sorgen, daß die Gevatterleute etwas finden zur Stärkung. Er muß Angst haben, daß sie sich vielleicht verspäten möchten. Er muß daran denken, daß seine Frau auch gehörig besorgt werde, und auch etwas zu Hause habe. Während der ganzen Taufe muß er daran sinnen, ob er nichts vergessen, und wie er es machen müsse, daß er nicht gegen irgend Jemand fehle; ob er der Pathin gesagt, wie das Kind heißen solle, und ob die Gevatterleute (wenn es nämlich Fremde sind) alle üblichen Gebräuche recht machen und am Ende die rechten Plätze finden werden. Kaum ist die Taufe aus, so muß er die Gevatterleute hüten, zusammenhalten wie eine Heerde Flöhe, damit ihm Niemand davon laufe; seh, kommt, kommt doch! muß er rufen, bis er im Hause oder im Wirthshause ist, und sollte er darüber so heiser werden, wie ein altes Mutterschaf. Und hat er sie endlich auch beisammen, so entrinnt ihm doch das Eine oder das Andere, unter irgend einem Vorwande, wieder. Dann muß er den Wirth pressieren, daß er bald auftragen lasse, denn die Zeit vor dem Essen ist furchtbar langweilig, man weiß gar nicht, was anfangen; denn da viel Reden den Appetit nimmt, so will Niemand dieser Gefahr sich aus-

setzen. Und hat endlich der Wirth die Suppe auf dem Tisch, so sind die Leute nicht mehr da. Die, welche da sind, muß man zerren und stoßen, es ist, als ob sie keine Beine machen können, und doch mögen sie kaum warten, bis sie am Tische sitzen; aber sich ziehen, pressieren lassen zu dem, nach dem man lechzet, wie ein Hirsch nach einer Wasserquelle, das ist halt der Welt Sitte. Nach den Andern muß man ausschicken, und vernimmt endlich den Bescheid: sie würden kommen, aber warten solle man nicht auf sie. Der Kindbettimann weiß nicht, soll man warten oder zufahren, und ist in peinlicher Klemme, der oder die könnten es zürnen. Aber nun pressiert der Wirth. Es kalte alles, sagt er, man könne ihnen an die Wärme stellen, sie würden schon kommen. Endlich ißt man, und der Kindbettimann muß einschenken und sagen: nehmt doch, und wenn Eins nach dem Andern nachkömmt, so muß er befehlen, daß man wieder auftrage von der Suppe an, bis dahin, wo die Andern endlich geblieben sind, und sollten sie erst um vier oder fünf Uhr nachkommen, wie es z. B. des Statthalters Frau und Sohn machten. Und in jedem Wirthshause sind immer Leute am Sonntage, welche vom Schmarotzen leben, die strecken in jede Stube, wo das Kindbettimahl gehalten wird, ihre Nasen. Denen muß er nun selbsten ein Glas Wein bringen, oder sich nicht ärgern, wenn Andere es ihnen bringen von seinem Weine; muß sich nicht ärgern, wenn irgend Einer, ohne sich um die übrige Tischgesellschaft zu bekümmern, hineinkömmt und mit dem Statthalter ein Geschäft zu bereden anfängt. Dieser muß ihm einschenken, und alles, was der Trinkende der Höflichkeit wegen zu thun hat, ist, daß er mit den Anwesenden Gesundheit macht. Dann wischt er mit der obern Hand das Maul, und geht wieder, ohne sich nach dem Gastgeber nur umgesehen zu haben. Und wenn Gäste und Gevatterleute recht ungenirt sind, und einmal recht gute Leute sein möchten auf anderer Leute Kosten, so warten sie nicht einmal, bis Jemand von selbst hereinkömmt, sondern sie wandern in der Gaststube und den Gängen

umher, wie die Knechte im Evangelium auf den Kreuzwegen, und wo sie Einen ansichtig werden, der ihnen anständig ist, so heißt es: Komm, thue eins Bescheid, nimm eins.

Wenn nun der Kindbettimann das alles ausgehalten und dazu noch im Kopfe ungefähr in Rechnung behalten, wie manche Maaß der Wirth aufgestellt, wie Manchem er frisch aufgetragen, und wenn er noch immer zu addiren vermag, wie hoch die Rechnung sich belaufen, und ob er es aushalten möge, und das müssen die meisten Kindbettimannli thun, so möchte ich den sehen, der im Kopf noch ernste Gedanken haben kann. Und wenn die Rechnung anfängt überzulaufen, und um Gulden die Summe übersteigt, welche er dafür angesetzt, und seine Beine ihm unter dem Tisch zu beißen und zu brennen anfangen, und noch Niemand zum Heimgehen sich rüstet, so möchte ich den sehen, welcher ein fröhlich Herz bewahren kann. Und wenn die Gevatterleute zu prügeln anfangen, und Teller und Flaschen in der Stube herumfliegen, und das Mannli weiß, daß er das alles zu bezahlen haben wird, so möchte ich den sehen, der ein fröhlich Gesicht noch machen kann. Und hat er das alles ausgestanden, so muß er sich noch schönstens bedanken, und nicht vergessen, einen Korb packen zu lassen, um doch auch seinem Weibe etwas mitzubringen.

Und zuletzt hat er vielleicht noch über langes Ausbleiben von seiner Frau die bittersten Vorwürfe anzuhören, die auf keine Entschuldigung, daß es sich ihm doch nicht geschickt hätte, vor seinen Gevatterleuten wegzugehen, hören will. Und wenn zu allerletzt die Frau die Zeche vernimmt, und sie nicht im Verhältniß findet mit dem, was sie erhalten, so kann der arme Teufel von Vater versichert sein, daß er auf lange bös Wetter ins Land kriegt. Ich will gerne bekennen, daß es mir nicht ganz so ging, aber doch nicht ganz anders. Die Zeche vernahm ich selben Abend nicht. Der Wirth meinte, das pressiere nicht, er müsse noch mit seiner Frau reden. Zu Hause empfing

mich Mädeli auch gar nicht sauer, sondern sehr fröhlich, machte mir Vorwürfe, daß ich mich doch so mit ihm verköstige, es hätte ja gute Sachen auf lange. Die Ammannin habe es gar schön bedacht, und mehrere Gespielinnen seien bei ihm gewesen und haben gekramet, daß es sich hätte schämen müssen. Aber vom Brunnen, und wie ich die Kaffeekannen gefegt und es mir geholfen, hätte es auch Manches hören müssen. Ich sollte auch nicht Kummer haben, daß das Kind, welches während der Taufe gar erbärmlich geschrien, viel Kreuz und Leiden haben werde, welches solches Schreien sonst bedeute, es hätte ihm alles abgenommen. Ich wußte nicht, was es damit meine, und Mädeli, im Bewußtsein seines mütterlichen Werkes, erzählte mir gar freudig: Die Hebamme sei mit dem Kinde voller Angst schwitzend angekommen aus der Kirche, und hätte schon vor der Thüre gerufen: Geschwind, Frau, komm, sonst gehts nicht gut! Da hätte sie ihr erzählt, wie das Kind geweint, und was das bedeute; aber es mache noch nichts, man könne ihm das alles abnehmen.

Geschwind solle sie Wein geben, und während sie, die Hebamme, Wein trinke, solle sie, die Mutter, eifrig beten und das Kind besegnen. Da hätte die Hebamme drei Gläser Wein getrunken in den drei heiligen Namen, und Mädeli dreimal das Unser Vater gebetet und das Kind besegnet recht andächtig.

Es hätte nicht geglaubt, sagte Mädeli, daß die Hebamme eine so verständige Frau sei, ich solle ihr doch das schönste Geld auslesen, wenn ich sie bezahle. Wie doch oft die verständigsten Weiber in Bezug auf sich, besonders auf ihre Kinder, überhaupt in Bezug auf alles, was sie lieben, abergläubisch sind! Sie leben mehr in der Gefühls- als der Verstandeswelt, auch die Verständigsten.

Am folgenden Morgen wars, als Mädeli mich zum ersten Mal aus der Schule rief. Ich erschrak, wußte nicht, was Ungewöhnliches begegnet sei, und trat eiligst in die Stube. Da hatte Mädeli unsere drei Gläser aufgestellt und eine große Züpfe (ein Backwerk vom feinsten

Mehl, in Form eines eingebundenen Kindes, und oft schwerer als ein halbjährig Kind) dazu, und sagte: Es sei ihm gewesen, es möchte was, aber so alleine möge es nicht, es dünke ihms nicht gut. Das rührte mich wieder an meinem Weibchen, und deswegen kam es nicht zu kurz. Wenn nur die Leute glauben wollten, daß die Liebe durch die Liebe bezahlt wird, und Selbstsucht durch Selbstsucht.

Als die Schule aus war, mahnte mich Mädeli daran, daß ich doch alsobald unsere Schulden, bei Hebamme und Wirth, bezahlen solle, es könne sonst nicht ruhig schlafen, und erst dann wüßten wir, woran wir wären, und was wir noch hätten.

Ich suchte also unser vorräthig Geld hervor aus dem Schranke und aus der Hosentasche, und fand zusammen doch noch 8 Thaler und 20 Batzen, ohne die Einbünde unseres Kindes, denn diese an das Mahl zu verwenden, schien uns nicht recht. Diese Summe nahm ich mit mir, voll Angst und Bangen, nichts mehr heim zu bringen, um Kind und Weib zu erhalten.

Der Wirth nahm mich in die Nebenstube, und rechnete mir auf dem Tische mit der Kreide vor, wie viel Wein wir gebraucht und wie viel Thee, und erzählte, daß es viel gebraucht hätte. Einem Andern könnte er es, wie ich da sehe, nicht unter einem Louisd'or machen; es hätte ja 10 Maß Wein gebraucht; aber weil ich es sei, so wolle er es mit 5 Thaler und 10 Batzen machen. Er hätte mir noch nie etwas gegeben, und ich ihn nie um etwas geplaget; ich hätte es nicht wie Andere, die Einem immer vor der Thür seien. Ich hatte mehr gerechnet, und wehrte mich daher, noch von dem Weine zu trinken, welchen er mir aufstellte, ich wolle ihm nicht alle Tage in den Kosten sein, sagte ich. Ich solle nur nehmen, er wolle es einem Andern denn schon machen, sagte er. Der taxirte seine Leute! Nun mochte ich das wohl leiden, wenn er denen, die es vermochten, zu viel anrechnete, und dann dem Aermern um so viel nachließ. Aber eine solche billige ausgleichende Taxation ist schwer für einen Wirth.

Auch die Hebamme machte es billig und forderte nur einen großen Thaler, so daß mir noch 45 Batzen im Sack blieben. Mit diesen sollten wir nun haushalten drei Monate lang, und mein Nebenverdienst war, auch bei allem Fleiß, so viel als nichts; der Schwäher hatte im Winter auch nicht gar viel zu thun, so daß wir kümmerlich leben mußten.

Es hätte für das Kind noch so Manches angeschafft werden sollen, aber wir hatten es nicht. Mädeli tröstete sich damit, daß es dem Kinde deswegen doch nicht böser gehe. Seine Mutter habe immer gesagt, bei einem Kinde sei Reinlichkeit die Hauptsache, das mache es gesund und munter; dann hielt es mir das Kindlein vor und sagte, ich solle nur riechen, ob das Kind einen bösen Geruch hätte? während das Kind mancher reichen Bäuerin rieche, wie vierzehntägige Buttermilch; und ich solle nur sehen, wie sauber es sei; es habe schon viele Kinder gesehen, die köstliche Sachen angehabt, aber so schmutzig, daß es sie nicht hätte anrühren mögen, und dann hätten die Weiber gesagt: man könne die Kinder nicht immer sauber halten, man möge es machen wie man wolle. Aber die Mutter habe gesagt, die Weiber probirten es nur nicht. Es war eine Freude, meinem Weibchen zuzusehen, wie es dem Kindlein Rath schaffte, und wie sanft und zärtlich es mit ihm umging, und doch noch arbeitete dazu, und das Kind nicht zum Vorwand brauchte, um nichts zu thun, oder dasselbe auf den Arm zu nehmen, um in den Häusern herumzulaufen.

Eines ärgerte mich an meinem Weibchen, ohne daß ich lange etwas sagen durfte. Es verlor gar viel Zeit mit ausbessern und flicken. Schon Anfangs Winters hatte es fast einen ganzen Tag damit zugebracht, den Rock, in welchem ich gewöhnlich Schule hielt, von seinen unzähligen Löchern zu befreien. Damals sagte ich ihm oft, es solle doch nicht so Mühe haben, es gebe doch gleich wieder andere Löcher. Da hatte es mir geantwortet, es mache das gar gerne, und wenn es wieder neue Löcher

geben solle, so werde es sie schon wieder vermachen, und dann eins nach dem andern, das brauche dann fast keine Zeit mehr. Ich dachte bei mir selbst, das sei vielleicht eine der Schwachheiten, von denen ich gehört, daß schwangere Frauen damit behaftet würden. Nach der Kindbette, dachte ich, werde das sich schon geben. Allein ich hatte mich verrechnet. Kaum war irgend ein Loch an mir zu sehen, oder ein Knöpflein am Hemdekragen abgesprungen, so legte Mädeli alles andere aus der Hand und fuhr mit der Nadel an mir herum, oder nahm mir das Kleidungsstück ab, ja manchmal, wenn es am Abend nicht mehr Zeit hatte, so stand es am Morgen früher auf und ruhte nicht, bis ich wieder ganz in der Schule erscheinen konnte. So mußte ich oft herhalten, wenn es mir nicht recht kommod war, und ich fing an, nachzurechnen, wie viel Zeit doch auf so dumme Weise versäumt würde.

Einst war ich eben am Brüten über einer Leichenrede, als Mädeli mit der Nadel herbei trippelte und mir das Knöpflein am Hemdekragen annähen wollte, da aus dem klaffenden Hemde mein Hals etwas kropfartig herausguckte. Da fuhr ich es an, zum ersten Mal, glaube ich: es solle mich doch mit solchen Narrheiten in Ruhe lassen, und es wäre besser, es würde etwas arbeiten, es sähe, wie knapp wir thun müßten und jedes Stücklein Brot abzirkeln. Mädeli sah mich ganz erschrocken an und Thränen traten ihm in die Augen, und wehmüthig sagte es: Peter, sei doch nicht böse, ich kann ja warten, bis du fertig bist. Wie hast du das Herz, mir Nichtsthun vorzuhalten, bin ich je müßig von früh bis spät? Und natürlich waren die Thränen ins Rinnen gerathen.

Frauen verstehen gar zu leicht etwas falsch, oder nehmen einen Vorwurf allgemein, der nur auf etwas besonderes geht. Ich mußte daher erklären, daß ich ihm nicht das Müßigsein vorhalte, sondern das Machen von Sachen, die nichts abtrügen; denn ob ich ein Loch hätte am Rock oder keins, oder geflickte Hosen, oder nackte Knie, darauf komme doch nichts an, und hoffährtig zu werden

stehe einem übel an, wenn man lange Zeit kein Geld im Hause habe. Aber mein Weibchen ward nicht böse, schmollte nicht, sondern gar milde hielt es mir an, es doch darin machen zu lassen; es wolle nichts mehr darob versäumen, sondern diese Arbeit in der Nacht machen. Aber es könne es nicht übers Herz bringen, mich verhudelt in die Schule zu lassen; es wisse, was das könne. Sie hätten früher auch einen Schulmeister gehabt, der immer wie ein Bettler ausgesehen, vor dem hätten sie gar keinen Respekt gehabt, sondern gar manchmal sich damit erlustiget, alle Löcher zu zählen, die er am Leibe gehabt, oder zu messen, wie viel Ganzes er an seiner Kleidung habe. Es hätte ihm immer geschienen, ein Schulmeister sollte doch nicht so verhudelt daher kommen, das sei nicht anständig für ihn, wenn er einen Schulrock habe, wie Küher Stallröcke. Kinder und Kühe, Ställe und Schulstuben sollten sich doch unterscheiden. Und Hoffahrt sei das ja keine; im Gegentheil, man brauche viel weniger, wenn man immer flicke; und wenn man immer ganz sei, so brauche man auch nichts Köstliches, und doch sehe man darin anständig aus. Wenn es mir meinen Werktagsrock nicht so fleißig zurecht gemacht hätte, so wäre er schon lange in Fetzen, und ich müßte meinen Sonntagsrock tragen. So redete die Mutter, da lächelte das eben erwachende Kind ihr ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: Ja, Mutterli, du hast recht, und du bist ein gutes Mutterli.

Da nahmen wir beide das Kind und küßten es beide, und wurden einig über demselben, daß das Mutterli wirklich recht habe. So ward das Kindlein unser Friedensrichter und lächelte nun uns beiden doppelt so holdselig.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn Noth auch kömmt,
Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt!

Kein Kind konnte sich auf das Examen mehr freuen, als wir, und zwar freuten wir uns wie die Kinder, wegen den Batzen. Als wir am Abend vorher diese zählten, hatten wir noch 9 Kreuzer, doch aber keine laufenden Schulden.

Diesmal lief das Examen recht gut ab. Der Herr Pfarrer hatte nichts zu fragen, und nur einen kleinen Tadel ließ er laufen, den ich aber nicht schwer nahm. Er tadelte nämlich, daß die Kinder zum Schönschreiben aus Büchern abschrieben, und zwar ehe sie einen festen Buchstaben hätten; das trage ja gar nichts ab und verderbe jede Hand; denn die Kinder schrieben da, wie es ihnen in den Kopf käme, und nicht wie es sein sollte. Ich entschuldigte mich gar sehr, daß es schon lange so der Brauch sei, daß ich bereits deswegen Verdruß gehabt. Ich hätte nämlich einige kleinere Kinder noch nicht aus dem Buche wollen abschreiben lassen, und da hätten die Eltern gar sehr mit mir aufbegehrt, sie wollten nicht, daß ihre Kinder zurückblieben, und sie wären so fürnehm als die andern, welche aus dem Buche abschrieben. Da hielt der Pfarrer den Vorgesetzten eine lange Vorlesung über die Grundsätze des Schönschreibens und die Nothwendigkeit einer sichern Uebung. Und die Vorgesetzten schauten gerade vor sich hin und dachten bei sich selbsten: rede nur, bis du heiser bist. Als der Pfarrer aber gar lange nicht heiser werden wollte, sagte endlich der Chorrichter: es sei immer so gewesen, und ehedem seien mehr Leute selig geworden, aus der Kinderbibel schreibe man ja ab, das sei noch Religion, so auf ein Blatt könne ein jeder Faselhans schmieren, was er wolle; aber er merke wohl, es sei an der Religion sehr wenig mehr gelegen. Da wollte der Pfarrer eine andere Vorlesung anfangen über den Zusammenhang des Schreibens und der Religion,

allein der Chorrichter sagte: Und er sei der Meinung, daß bei den Kindern alles auf die Religion gezogen werde. Die Kinder hätten Zeit dazu; wenn man einmal erwachsen sei und arbeiten müsse, da könne man sich damit nicht mehr abgeben. Aber es sei immer gut, wenn man einmal die Religion gelernt habe, man wisse nicht, wenn man sterbe; und wenn man alt werde und nicht mehr arbeiten möge, so könne man sie wieder zur Hand nehmen und hätte manchmal noch große Kurzweil dabei. Es ist immer um die Ewigkeit! setzte er hinzu, und schloß da. Den eigentlichen Schluß überließ er jedem selbst zu machen, nämlich: daß man, wenn die fatale Ewigkeit nicht wäre, die Religion für diese Zeit eben nicht viel brauchte.

Nachdem endlich jedes Kind seine Batzen hatte, zettelte der Kirchmeier auch mir meinen Lohn aus. Ich zitterte fast mit den Händen, als ich meine 24 Thaler einstrich, und gar gräßlich langsam kamen mir der Pfarrer und die Vorgesetzten beim Abschiednehmen vor. Ich mochte gar nicht warten, bis ich den Haufen Geld vor Mädeli ausschütten konnte. Aber im Hausgang hielt mich noch die Weckenfrau, die sich da angesiedelt hatte, um den Kindern das Geld abzulocken, auf, und fragte mich: ob ich meinem Bübel nicht auch einen Wecken kramen wolle? Ich kaufte nicht nur einen, sondern vier auf einmal. Ich dachte, das Geld hätte ich sauer verdient, und es möge sich doch wohl erleiden, auch eine kleine Freude zu haben. Andere Schulmeister gingen mit Weib und Kindern ins Wirthshaus, das sei auch nicht bös, aber es koste doch mehr als vier Wecken, und so könne uns doch Niemand vorhalten, daß wir verschwenderisch wären. O, wir lebten nun ganz herrlich an unsern Wecken, und unser Kind schmatzete so behaglich an seinem ungewohnten Brocken, daß wir unsere Herzensfreude daran hatten, und jedes von uns wollte etwas von seinem Wecken erübrigen, um dem Kleinen noch einmal diese Freude zu machen. Man glaubt nicht, wie unendlich wohl dem Armen die Genüsse thun, die ihm selten werden. Ein Reicher, ein König

hat gar keine Vorstellung davon, wie wohl zuweilen ein Armer nur an einem weißen Brötchen lebt, und wenn er zu einem guten Stücklein Fleisch gekommen, das saftig und fett war, so erquickt ihn noch Jahre lang der Gedanke, wie gut ihm dasselbe geschmeckt, und seine Augen glänzen ihm dabei, als ob er es eben erst genieße. Solche innige Genüsse hat kein König, denn nichts ist ihm selten und ungewohnt, und darin liegt wohl die Ausgleichung der scheinbaren Ungerechtigkeit in der Austheilung der Genüsse.

Was mein Weibchen staunte, als ich 23 Thaler 21 Groschen in einen Haufen vor ihm ausschüttete! So viel Geld hatte es nie bei einander gesehen, darum sah es dasselbe mit so freudig glänzenden Augen an, und wagte es fast nicht, den Haufen mit der Hand zu berühren. Jetzt, Peterli, sagte es, können wirs machen, brauchen keinen Kummer mehr zu haben, können vieles anschaffen, und lege gleich 10 Thaler bei Seite für die Orgel. Ich that also, aber Mädeli erschrak ordentlich, als es sah, wie der Haufe sich verkleinert hatte durch das Wegnehmen der 10 Thaler, und als wir noch einiges Geld davon nahmen, um nothwendige Bedürfnisse vom Krämer zu holen, da hätte es fast geweint über den kleinen Rest. Doch war es nun Sommer, die laufenden Bedürfnisse sollten aus dem Verdienst angeschafft und das vorräthige Geld gespart werden können. Dann rechneten wir wieder auf Flachs- und Hanf-Ertrag, rechneten auf etwas Korn u. s. w. Aber Mädeli konnte nun nicht ganz mehr so viel draußen sein, das Kind versäumte doch, obgleich dasselbe oft mitgenommen wurde auf den Acker und dort auf unsern ausgezogenen Kleidern schlafen sollte. Aber wenn es erwachte, so mußte man die Arbeit lassen und sich mit ihm versäumen. Dem Schwäher konnten wir es nicht wohl überlassen, er fragte nichts darnach, mit Kindern umzugehen, zudem wurde er immer unachtsamer und unbehülflicher. In Jahresfrist hatte seine Gesundheit sehr abgenommen. Ich mußte also desto mehr beim Pflanzen helfen

und konnte um so weniger beim Webstuhl sein. Und wenn man nur so dazu und davon kann, so verrichtet man gar wenig. Und war ich daran, so kam hie einer und da einer, und sagte: Schulmeister, du mußt mir was schreiben.

Dabei mußte ich mich viel länger versäumen gewöhnlich als nöthig war, weil man mir entweder gar nicht zu sagen wußte, was man eigentlich wollte, oder weil man es so breit und verworren that, daß ich nicht daraus kommen konnte. Und während ich die Sache mühselig ins Klare zu setzen suchte, stopfte der Petent gelassen eine Pfeife von meinem Tabak, mit der Entschuldigung, er hätte vergessen zu kaufen, oder ich werde bessern haben als er. War ich endlich fertig, so machten die Einen es wie jener Knecht und sagten: danke schön! oder kost's was? Andere sagten: Schulmeister, wenn wir mal zusammen kommen, so zahle ich einen Schoppen. Die Dritten fragten wohl: was ist deine Sache, Schulmeister? und wenn ich antwortete, es sei nicht werth, was zu fordern, so drangen sie freilich nicht in mich. Es ist aber merkwürdig, hier die verschiedenen Töne der beiden Streitenden zu beobachten. Meist nähme der Eine gerne und der Andere gäbe lieber nichts. Nun wollen beide höflich sein, der Eine sich anständig weigern, der Andere anständig nöthigen. Der Eine will so lange weigern, bis hohe Zeit ist, zu nehmen, ehe der Andere mit Nöthigen absteht; der Andere will so lange nöthigen, bis der Genöthigte darauf und daran ist, anzunehmen. Nun passen sie einander auf die Stimmen, um zu unterscheiden, auf welchem Punkte ein Jeder sei, und wenn Einer glaubt, der Andere sei darauf und daran, sich zwängen zu lassen, so sagt er geschwinde: He, nun, wenn du es zwingen willst, so zwings; es ist unverschämt von mir, aber du sollst Dank haben zu hunderttausend Malen, und nun nimmt er das Dargebotene, oder er zieht es zurück, je nachdem der Bietende oder der Weigernde den Vorsprung gewonnen, und der Andere ist kaput und macht ein lang Gesicht und eine weinerliche Stimme. Zu dem Allem

sind sich dieser Manövers die meisten Menschen nicht einmal bewußt, sondern sie üben sie instinktmäßig. Wenn ich viel versäumt hatte, oder in Nöthen war, so sagte ich wohl auch: He, du kannst mir geben, was dein guter Wille ist, dann kriegte ich manchmal einen halben oder einen ganzen Batzen, und manchmal kramte Einer lange im Sacke, zog verschiedene Stücke Geld hervor, und sagte endlich: Schulmeister, ich habe keine Münze, ich will dirs ein ander Mal geben, vergiß es nicht, mahne mich daran. Aber der Schulmeister durfte nicht mahnen, und wer will es dem Andern, der sich auf das Gemahntwerden verließ, verargen, wenn er es vergaß?

Nur hie und da gab es auch Einen, der ohne Frage oder ohne Complimente in den Sack langte und mich ordentlich bezahlte, aber leider hatten gar Wenige diesen Verstand.

War ich recht lange in der Schulstube gewesen, wo gewöhnlich solche Geschäfte verrichtet wurden, so sah mich dann Mädeli erwartungsvoll an, und fragte wohl auch: ob ich etwas verdienet hätte? Und wenn ich Nein antwortete, so sagte es lange nichts darauf, aber wenn es wieder aufblickte, so hatte es trübe Augen. Mädelis trübe Augen, wenn ich immer wieder mit leeren Händen kam, gaben mir endlich den Muth, ein Billiges zu fordern von denen, die zahlen konnten.

Und daß Mädelis Augen trüber wurden, hatte seine gegründete Ursachen. Mädeli ward wieder schwerfällig und bläßer und hatte es in allen Gliedern. Diesmal liefen wir zu keinem Doctor, wir wußten wohl, daß es etwas anders sei. Allein, wie das nun gehen sollte, konnten wir nicht begreifen. Noch war es nicht Winter, und hatten wir doch bereits unsern Schullohn angreifen müssen, hatten nicht einmal alle 10 Thaler an die Orgel geben können. Mußten nicht nur eine Niederkunft bestehen, sondern auch für das ältere Kind ein Bettlein anschaffen. So hatten wir billig Angst, und Mädeli jammerte: ob es wohl die Haushaltung nicht recht verstünde?

Es möchte gerne wissen, wo es fehle? Wenn es an den Haufen Geld denke, den wir gehabt, und an das, was wir noch verdient, so könne es gar nicht begreifen, wo all das Geld hingekommen. Wenn es aber dann wieder nachsinne, was unnütz gebraucht oder überflüssig angeschafft worden wäre, so könne es wieder gar nichts erdenken; wir hätten ja noch so viel nöthig, und so schmal gelebt, und im Wirthshaus keinen Kreuzer verthan. Und wenn es dann wieder sinne, wie andere Leute es machen, denen man gar keinen Mangel ansehe, und von denen man nicht wüßte, daß sie so einen Haufen Geld auf einmal erhielten, die noch mehr Kinder hätten und troß dem immer Geld zu einer Lustbarkeit, so verliere es allen Muth, müsse sich im Fehler glauben, müsse denken, es wäre ein Glück für mich, wenn es stürbe, eine andere Frau könnte mir wohl besser haushalten; und dann thue ihm dieser Gedanken, daß es von mir weg müsse, daß ich eine Andere nehmen würde, so weh, daß es ganz trübsinnig werde. Dann tröstete ich, und versuchte nachzurechnen, was wir eigentlich brauchen, und fand von jeder Sache so wenig gebraucht, aber daß das Wenige, alles zusammen gethan, das Viele ausmache, daß ich es wohl von aller Schuld entheben konnte, aber eben wieder deswegen nicht allen Kummers für die Zukunft. Wir hatten weniger verdienen können, als wir gedacht. Unerwartete Ausgaben giebt es auch in der unbedeutendsten Haushaltung, und wäre es auch nur eine zerbrochene Kaffeetasse. Das Jahr war auch keins der besten gewesen: wir hatten wenig zu verkaufen gehabt, das Brot war theurer geworden. Wenn man nun alles dieses zusammennimmt und bedenkt, wie schwer solche scheinbaren Kleinigkeiten bei einem Einkommen von 24 Thaler drücken, der wird uns sicher nicht Liederlichkeit vorwerfen, wie man es so gern bei einem Schulmeister zu thun pflegt; wird uns nicht gutes Leben mit Recht vorhalten können — denn wenn man Alles kaufen muß, so rechne man doch, wohin nur Milch und Brot führen. Gebe man für jedes täglich nur

einen Batzen aus, so macht dieser Batzen im Jahr bereits 28 Thaler. Mein liebes Weibchen und ich brachen uns fast die Köpfe mit Rechnen, wie wir ersparen wollten, und wie erwerben? Und dieses beständige Rechnen im Kopf, das Batzenzählen allenthalben, nicht aus Geiz, sondern aus Noth, verleidete uns wahrhaftig manchmal den Bissen Brot, und wenn der Mund noch so hungerig darnach geschnappt hatte, so quoll es uns doch im Halse. Denn hätten wir diesen Bissen nicht gegessen, so wäre immer so und so viel erspart gewesen. Aber es sparte jedes an sich selbsten, und den Bissen, den das Andere aß, gönnte es ihm von ganzem Herzen, ja wir stritten oft, weil Jedes dem Andern mehr aufdringen wollte: ich dem Mädeli, weil sein Zustand es erfordere, Mädeli mir, weil die meiste Arbeit mir obliege. So läßt sich denn doch die Noth noch mit einer gewissen Freudigkeit ertragen, weil man gemeinsam und einig trägt, und ein Jedes den größten Theil der Bürde für sich will. Wenn aber in einer Ehe Keins sich selbst etwas abbrechen will, sondern vom Andern alle Entbehrungen fordert, wenn Eins für sich selbst nicht Kosten scheut, dem Andern aber jeden Kreuzer nachrechnet; wenn Eins alle Entbehrungen, denen es nicht entkommen kann, dem Andern zur Last legt, ihm allein die Schuld ihres Zustandes beimißt und vorwirft — wenn Eins dies gegen das Andere thut, so leiden beide, das Vorwerfende die Hölle, das, welches die Last tragen soll, das Fegfeuer, denn der unschuldig Gequälte leidet weniger als der Mißvergnügte. Wenn aber beide einander mit scheelen Augen ansehen, Jedes für sich sorgen, das Andere schmalbarten lassen möchte, so leiden beide, was beide verdienen, die Hölle nämlich. Wie viele solche selbstgemachte Höllen giebt es wohl?

Vierzehntes Kapitel.

Je gewaltiger die Noth an uns geht,
Desto näher der Herr uns zur Seite steht.

Gar oft, wenn mein Weibchen schweren Muthes wurde und ich nichts anders als mit zu seufzen wußte, oder höchstens zu sagen: Wart nur, es wird schon bessern, auch einmal anders kommen! ward unser Kleiner der Mutter Tröster. Wenn er mit seinem Händchen ihre Backen strich, sein Köpfchen an ihrem Busen barg und dann mit der Liebe Schalkheit zu ihr aufsah, dann vergaß sie den Kummer und gedachte nur des Schatzes, den sie in den Armen hielt, konnte mit ihm wieder tändeln und heiter werden in mütterlicher Lust, konnte mit ihm wieder zum Kinde werden, theilend seine Harmlosigkeit. Es war dies eine Wohlthat für die Mutter. In aller Bedrängniß hatte sie ihre glücklichen Stunden: diese waren ein Lohn ihres kindlichen Sinnes, der des Kindes kindlichen Sinn nährte und nicht vergiftete. Eltern haben immer trübe Stunden, Stunden des Ernstes, des Wehes oder des Kummers, trübe wird ihr Himmel und unlustig wird es unter demselben. Wohl ihnen, wenn die Kinder die Lüftchen sind, welche die düstern Wolken zu verjagen vermögen, wenn an der Kinder Himmel der ihrige sich aufklärt, wenn der Kinder Himmel auch der ihrige noch werden kann. Dann haben sie eine große Wohlthat empfangen, ihr Alter wird ein heiteres sein und ihrer Kinder Jugend eine frohe; dann genießen sie ein hohes Glück; denn was helfen alle Güter der Erde, wenn die Seele ein finsterer Sinn umnachtet, durch den keine Sonne mehr dringt, nicht einmal eines Kindes Lächeln? Und was vermag dagegen ein heiteres Gemüth nicht zu ertragen und zu entbehren?

Und wo dem frohen Kindessinn mürrisches Wesen, saure Mienen entgegentreten, oder ein maßleidiges, ermattetes Gesicht, wo seine Fröhlichkeit nicht wiederscheint auf der Eltern Gesicht, wo es immer nur heißt: Halt dich still, geh weg, willst schweigen! sieh, was du wieder

gemacht, sieh, wie besudelt du dich hast, schäme dich, thue nicht so wüst! und wenn es, wenn das Kind flattiren will, heißt: Geh weg, laß mich ruhig, mache was! wo das Kind beständig nur Gewitterwolken sieht auf der Eltern Gesicht, oder verdrießlich Regenwetter, wo es nichts hört, als einzelne Donnerschläge, oder das langweilige Plätschern des Regens; da trübt sich auch sein Himmel, sein froher Sinn tritt zurück, seine Jugend wird verkümmert, das lustige, fröhliche Kind wird ein trauriger Mensch in vielfachem Sinn. Und wie viele solcher traurigen Menschen schleppen ihre Gebeine durch die Welt, tragen in sich ein mißvergnügt Gemüth, machen Gott und Menschen ein mißvergnügt Gesicht, und sterben mißvergnügt, wie sie mißvergnügt gelebt!

Dieser Sünde nun haben wir uns nicht anzuklagen, wir wurden gar zu gerne wie die Kinder. Freilich wurde ich manchmal eifersüchtig, wenn mein klein Bubli eine Gewalt über die Mutter hatte, die ich nicht kannte, wenn er mit einem Blick viel mehr vermochte, als ich mit meinem so gut gemeinten: Warte nur, es wird schon besser. Aber, wenn der kleine Schalk seine Kraft an mir erprobte und auch mich unterjochte, dann vergaß ich die Eifersucht, und gab mich der gleichen Macht fröhlich hin. Kommt aber diese Macht der Kinder über die Gemüther der Eltern nicht von Gott, damit die alten Gemüther frisch und gesund bleiben möchten? Aber, Eltern! verwechselt diese Gewalt über eure Stimmung nicht mit der Gewalt über euern Verstand, welche den Kindern, obgleich sie auch darnach streben, nie zugelassen werden darf. Da sollt ihr Meister bleiben, und an euerm Verstande soll des Kindes Verstand sich aufrichten und läutern, bis er stark geworden, gerade wie sein kindlicher Sinn euer Gemüth erfrischen, kindlich erhalten soll. Beides verwechselt niemals mit einander, sonst giebt es Unglück.

Aber das Kind lächelte nicht immer, spielte oft für sich, schlief oft, dann fehlte der Mutter dieser Tröster. Da nahm sie, je näher ihr schwer Stündlein rückte, um

so mehr ein Buch zur Hand. Betbücher erst, dann immer mehr das Neue Testament. Es rühre sie viel mehr an, als die Betbücher, sagte sie. Es sei doch kurios, sagte Mädeli, und es wisse nicht, wie das komme, es habe das Alles schon manchmal gelesen, aber es habe ihn nichts Wunder genommen, obschon es nicht gewußt, was das Alles bedeute, es habe gemeint, die Hauptsache sei, daß man das Vorliegende lesen könne. Jetzt aber sei ihm gar wunderlich, gerade wie wenn etwas in ihm aufgegangen wäre. Es fühle so ein Gelüsten in ihm, das, was es lese und besonders im Testament, zu verstehen, was es eigentlich auch bedeute, und es könne manchmal von einem Vers gar nicht fort, weil es gerne wissen möchte, was damit gesagt werden solle. Es komme ihm nun kommod, meinte es, daß es einen Schulmeister hätte, der könne ihm nun das Alles erklären. Ja, du mein Gott, da war ich am Zaun, denn Bibel- und Worterklärung war gar nicht meine starke Seite. Ich sollte von Jerusalem erzählen, von den dortigen Festen, von den Pharisäern, Zöllnern und Sadducäern, was sie gewesen und warum man sie so geheißen. Mädeli hätte gar gern das gelobte Land und den Tempel sich recht deutlich vorgestellt, und versuchte es immer in der Einbildungskraft, sie sich zu vergegenwärtigen, aber ich vermochte nicht, den rechten Stoff dazu zu geben, um ein Bild daraus zusammen zu setzen. Wenn ich dann so verstummete und weniger wußte, als Bileams Eselin, so sagte mir mein Weibchen: Zürn doch recht nicht, aber ich glaubte, ein Schulmeister wisse das alles. Ich wußte gar nicht, was für ein Geist auf einmal in mein Weib gefahren, und wenn es nicht nach dem Lesen immer aufgeheiterter gewesen wäre, so hätte ich diesen Geist verkannt. Freilich ging es schonend mit mir um, und fragte mich immer weniger Dinge, von denen es glauben konnte, daß ich sie nicht wisse. Aber es redete doch noch gerne mit mir über das Gelesene und den Sinn desselben, über den ich zu meiner Schande noch nicht gedacht hatte, und von meinem

Weibchen in dessen tiefer Auffassung bedeutend beschämt wurde. Einst sagte es mir nach tiefem Sinnen: Warum glaubst du, daß die h. Schrift da sei? He, daß man daran glaube und gehorche! So höre doch, Peterli, sagte Mädeli: Darum sage ich euch: sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; ist nicht das Leben mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an. Denn sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch, seid ihr denn nicht besser als sie? Wer ist unter euch, der mit Sorgen seiner Länge eine Elle zusetzen möge? Und warum sorget ihr für die Kleidung? betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Doch sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er nicht vielmehr auch euch kleiden? O, ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen und was werden wir trinken, oder: wie werden wir uns kleiden? Denn nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet. Trachtet aber am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden. Darum sorget nicht auf den morgenden Tag, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe. — Peterli, hast du die Verse gekannt? fragte mein Weib mich. Ich mußte es bekennen. Da fragte sie wieder: Aber warum hast du mich nicht daran gemahnt, und auch so mit mir gekummert? Ich hätte nicht daran gedacht, mußte ich wieder antworten, und dann könne man nicht alles behalten, man habe ja genug zu thun nur mit den Geboten. Aber, Mann, ist denn das nicht auch geboten, nach allen Geboten Gottes zu leben, und haben

wir das auch nur probirt, nicht sich zu kümmern, und auch etwas dem lieben Gott zu vertrauen? Wenigstens ich nicht! Eine je länger, je größere Sünde dünkt es mich, dem lieben Gott nicht zu vertrauen und nichts zu glauben. Es heißt doch, der Glaube mache selig, gehört das nun nicht auch zum Glauben, daß der liebe Gott denen, die er lieb hat, alle Dinge zur Seligkeit leitet, und daß man nicht kummern soll für das, was erst noch kommt?

Man könne doch nicht immer an Alles denken, war meine verlegene Antwort. Höre, mein lieber Mann, ich bin kein Schulmeister und blutjung, aber mich dünkt, das sei ein großer Fehler, daß man die Schrift nur so auf dem Papier hat, sie auf dem Papier läßt, und sie nicht hineinnimmt ins Herz. Hätte man sie drinnen, dann würde man immer zu rechter Zeit denken, was sie will und was sie sagt; jetzt läßt man Schrift Schrift sein, und Mensch bleibt Mensch. Ich kann je länger je weniger so ganze Kapitel lesen, darüber weg, als wie im Taglohn und als ob die Sache mich nichts anginge, ich muß alles überdenken, möchte nichts mehr vergessen, und je mehr ich denke, desto wohler wird es mir, und es kommt ganz wunderbar ein Trost über mich, von dem ich sonst nichts wußte. Vorhin dachte ich über jene Verse nach, und fand, wir wußten doch eigentlich nicht, warum wir so kummerten, wir hätten noch nie hungerig den Tisch verlassen, seien alle gesund, der liebe Gott hätte uns Friede gegeben und einen lieben Buben. Mit unserem Kummer könnten wir uns schrecklich versündigen, daß wir es erfahren müßten, wie es ganz andere Ursachen zum Kummer geben könne.

Vor meines Weibchens einfachem, verständigem Sinn stand ich wie ein Schulknabe, und ich gedachte an die Worte des Herrn: daß den Unmündigen geoffenbaret sei, was den Weisen verborgen geblieben; daß: was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Was dasselbe hier ausgesprochen, war nicht bloß ein frommer Anflug, die Aeußerung einer guten Stunde, so gleichsam ein Riß in den täglich um ein gereiztes oder schwaches oder sinnliches Gemüth waltenden Nebel, sondern es war und blieb tiefer Ernst, der im Ringen gegen den Kummer sich zeigte.

Meine Frau hatte auch gelesen, daß Niemand werde gekrönt werden, es sei denn, er kämpfe recht, und so kämpfte sie auch. Sie kämpfte gegen die Stimmung, die in ihrem Zustande so leicht kommt, und bei unserer Lage um so entschuldbarer war, kämpfte treulich und nicht ohne Segen, und wenn sie wanken wollte, so las sie die schöne Stelle noch einmal und erhob an ihr ihr Gemüth. Sie erfuhr es, daß, wer an das Wort nicht nur glaubt, sondern es auch in sich aufnimmt, sein Haus auf einen Felsen gebaut hat, und nicht mehr jedem Wind der Laune, jeder Strömung des Gemüthes Preis gegeben ist.

So ward sie von ihrer schweren Stunde ereilt und gebar glücklich und leicht ein Mädchen. Es war ein schönes, wunderbares Kind. Es hatte große, tiefblaue Augen und einen unbeschreiblichen Blick in denselben. Es sah einen so milde, so verständig und bedeutungsvoll an, daß es einem ordentlich schaurig um die Brust ward. Man kam unwillkürlich auf den Gedanken, das Kind bringe seine Augen mit aus einer höheren Welt, bringe Grüße mit von Oben und Bewußtsein. Die Weiber sagten: So ein schönes Kind hätten sie nie gesehen. Die Mutter wiegte es andächtig auf den Armen, und wer gesehen hätte, wie beide einander in die Augen sahen, würde es nie vergessen. Es war, als ob zwei Engel einander wieder gefunden hätten und als ob die Geister durch die Augen ihrer sterblichen Hülle sich entbinden und eins werden wollten. Wie wir uns doch des Kindleins freuten! Es war, als ob es unser Erstes wäre, und aller Kummer war vergessen. Sogar unser alter Papa hatte seine Freude daran und behauptete: es gleiche akurat seiner verstorbenen Frau.

Am dritten Tage begann es unruhig zu werden und ließ gar ängstliche und wimmernde Töne hören, wie wenn es Jemand riefe in großer Angst und Noth. Ein Kind ruft der Mutter nie umsonst. Wenn sie es nahm, schien es ruhiger zu werden, doch kam etwas Leidendes in seinen Blick, das nicht mehr verschwinden wollte. Wenn es die Mutter ansah, schien es, als möchte es ihr gar gerne klagen ein tiefes Weh; wir dachten nicht, daß es ihr klagen wollte, so bald schon von einer lieben Mutter weg zu müssen. Zuckende Schauer fuhren schnell und gewaltsam durch den kleinen Körper, es verbarg uns oft den Stern seiner Augen, damit wir seinen Schmerz und Kampf nicht sehen, uns daran gewöhnen möchten, in ihm unsern Stern wieder schwinden zu sehen. Eine fremde Gewalt schien sich über ihn zu legen, und mit gewaltigem Druck das kaum erwachte Leben niederringen zu wollen. Ohne Erbarmen wurde gerungen, des armen Kindes Lippen wurden blau, und der Schaum stand auf denselben. Eine Nachbarin, die wir in unserer Angst herbeigerufen, sagte uns ganz trocken: mit dem sei es vorbei, da helfe alles nichts mehr, es habe die drückenden Geister. Und damit ging sie weg, sich entschuldigend, sie habe für die Schweine zu sorgen und es würde anbrennen, wenn sie nicht ginge.

Da bebte meine Frau zusammen, daß sie sich niedersetzen mußte mit dem Kinde, das sie auf ihren Armen hielt. Ach Gott, das wird doch nicht sein. Er wird uns nicht so hart strafen wollen, bet doch, bet, daß Er uns das Kind lasse. Ich nahm unser Gebetbuch und setzte mich an die düstere Lampe. Ich fing halb weinend an zu lesen ein Krankengebet, und las recht andächtig. Ach nicht so, Peter, nicht so, sagte sie, das hilft ja nichts, darin heißt es ja gar nichts von unserm Kinde, bet von ihm, und daß Gott es uns lasse. Ich blätterte ein ander Gebet auf, und las noch andächtiger. Ach, das hilft ja auch nichts, bete doch aus dir selbst, wie es dir kommt, aber von unserm Kinde, gerade von ihm. Ich stand auf von meiner Lampe, das Herz voll Angst, Angst über das Kind,

Angst vor dem Beten, denn so hatte ich ja nie gebetet, für mich selber aus mir selber. Da fiel mein Weib in ihrer Seelenangst auf die Knie und rief zu Gott: Ach, Vater, laß uns das Kind, nimm es nicht wieder, dein soll es doch sein, soll dein und unser Engelein sein, soll dem Heiland sein eigen werden in alle Ewigkeit. Auf den Händen wollen wir es tragen als deine theure Gabe, wollen keinen Kummer mehr haben, wollen in Geduld und Demuth nehmen, was du über uns kommen lässest, wollen von dir allein alles Gute erwarten, aber das Kind, das Kind nimm uns nicht, das lasse uns um deines Sohnes willen! Brünstig sah sie nach oben, die Thränen flossen strömend über sie nieder und das Kind hielt sie auf den Armen, ans Herz gedrückt. Da zuckte es auf einmal an ihrem Herzen, und wie sie niedersah, reckte es sich noch einmal aus, dann wards stille, öffnete noch einmal seine Aeugelein der Mutter zu, ein Lächeln flog über sein Gesichtchen, dann schlossen sich langsam die Aeugelein wieder. Das Lächeln schien zu einem Engelein verkörpert von seinem Gesichtchen sich aufzuschwingen, und mit ihm war sein Geist entwichen. Sein Körperlein regte sich nimmer wieder, seine Aeugelein blieben geschlossen für immer.

Vorwurfsvoll sah die Mutter zum Himmel auf, der Krampf, der des Kindes Herz verlassen, schien ihr Herz zu erfassen. Heftig schluchzend, beugte sie sich über die kleine Leiche, suchte Leben. Als sie keines mehr fand, wankte sie dem Bette zu, legte dort nieder die Leiche, sich darüber, und wurde von Schmerz und Jammer so erschüttert, daß das Bett mit ihr bebte. Auch mich hielt das Weh um diesen Tod wie mit eisernen Klammern umspannt, allein der Zustand meines Weibes weckte mich aus meiner Betäubung. Ich versuchte zu reden mit ihm; der Krampf im Herzen duldete keine Antwort, und ich fürchtete jeden Augenblick, daß es ersticken würde. Endlich gelang es mir, es auf das Bett zu legen, mit Wasser den Krampf zu lösen. Aber die Leiche, die ich in ihr

Bettlein tragen wollte, ließ es nicht aus seinen Armen, und so legte es sich stille zurück und winkte mir, stille zu sein und mit Reden es nicht zu quälen. So saß ich dann in der dunkeln Kammer zwischen meinem lebenden und meinem todten Kinde, gedachte bald des todten, bald des lebendigen, und wie mir sein möchte, wenn der Todesengel mir auch dieses entführen würde. Dann mußte ich es betrachten, ob es noch lebe, noch den Athem ziehe; dann traten mir die Thränen aufs Neue in die Augen, und Leid und Angst sprudelten mächtiger im Herzen auf. Und der Knabe schlief so süß und hold, die Aermchen über seinem Kopfe zusammengebogen, und fröhliche Träume riefen flüchtige Lächeln auf seine blühenden Wangen. Vom Jammer der Mutter hatte er nichts gehört, das Leid des Vaters sah er nicht, der Stern des Schmerzes und des Kummers, gebracht durch der Erde Vergänglichkeit, war noch nicht aufgegangen über seinem Haupte, leuchtete noch nicht in seinen Schlaf hinein.

Und so saß ich stille die Nacht hindurch, nur leises Schluchzen, nur tiefe Seufzer hörte ich von meinem Weibe, und wenn ich fragte nach seinem Wohl, so drückte es mir leise die Hand und winkte mir, ruhig zu sein. Der Morgen begann zu dämmern, schüchtern wagten nach und nach die Lichtstrahlen sich hinein in unser Stübchen; und als ob sie voll Mitleids wären, zogen sie nur allgemach und leise den Schleier der Nacht von der Scene des Todes und des Jammers. Wüst und in Unordnung trat das Stübchen ins Licht. Blaß und bleich fanden mich die Morgenstrahlen halb schlafend auf dem Stuhle; aus dem Bette begrüßte sie ein andächtiges Auge, und gefaltete Hände hoben sich dem Lichte entgegen, und auf der Wiege glänzte der erste Sonnenstrahl und brach sich golden in den Locken meines lebendigen Kindes. Da fuhr ich auf aus trübem Traume und wollte in die Küche hinaus, etwas Warmes zu machen, für uns beide so nöthig nach der durchseufzten Nacht. Aber Mädeli hielt mich fest, bat, ich möchte noch nicht weggehen, es hätte mir etwas zu

sagen. Nicht beschreiben könne es mir, erzählte es, wie es ihm gewesen sei, als es das Kind todt am Herzen gehabt. Zum ersten Mal in seinem Leben sei ihm die Quelle des Gebetes aufgesprungen im Herzen, und habe so heiß und glühend dem Vater im Himmel sich ergossen. Es habe eine Kraft im Herzen gefühlt, daß es geglaubt hätte, wenn es um ein Königreich bitten würde, so müßte der Vater im Himmel es ihm geben.

Und als es ausgebetet hätte, sei das Kind verschieden! Da wäre es ihm gewesen, als ob eine glühende Hand das Herz aus seinem Leibe reiße, oder als ob tausend Berge auf einmal über seiner Brust zusammenstürzten, als ob ein ungeheurer Schlund bodenlos in ewiger Finsterniß es verschlinge. Sein Glaube hätte es verlassen; es ist kein Gott, habe es in seinem Herzen gedonnert, ein ewiges Nichts hätte es in unnennbarer Schreckniß angegähnt, und an die Leiche hätte es sich angeklammert, um eine Leiche zu werden, um das Bewußtsein zu verlieren, daß der Mensch doch nichts anders sei, als eine werdende Leiche, ob ihm kein Gott, vor ihm keine lebendige Ewigkeit, nur ein ewiges unersättlich Grab. Es kann sich Niemand die fürchterliche Empfindung denken, wenn man in Liebe und Vertrauen an den Vater im Himmel sich angeklammert zu haben glaubt, und nun plötzlich ergriffen wird vom Wahnsinn: es ist kein Gott, und jeder Pulsschlag uns zuruft: es ist kein Gott, dein Glaube ist eitel! Ich wußte auch eine Zeitlang nicht, ob ich lebe oder gestorben sei, sagte Mädeli. Lange habe es nichts denken können, sondern nur gewimmert in unendlichem Schmerz. Allmählig sei ihm die Besinnungskraft wiedergekommen, aber lange habe es seinen Gott nicht wieder gefunden. Wie ein Ertrinkender hätte es an allen Zweigen sich halten wollen, aber alle seien ihm in der Hand geblieben, fort und fort hätte es ihm in den Ohren gesummet: wenn ein Gott wäre, er hätte dich gehört, wenn die Bibel Wahrheit wäre, dein Kind lebte noch; heißt es nicht: wer bittet, dem wird gegeben werden,

wer anklopfet, dem wird aufgethan werden; heißt es nicht, daß man nicht zweifeln müsse, wenn man empfangen wolle, und hast du gezweifelt? Und immer tiefer sei es gesunken ins Elend, und schwarze, kalte, gräßliche Verzweiflung hätte ihre graulichen Netze immer dichter um seine Seele gewoben. Der Leib war dem Tode nahe, die Seele verlor das klare Bewußtsein und rang zwischen Traum und Ohnmacht. Da sei ihm gewesen, als ob in dieser schwarzen Nacht ein klein Lichtlein heraufkäme, nur schwach glimmend, nur wenig Licht spendend, und in dieses Lichtleins Schein sah es seines Kindes Lächeln wieder, das über dessen Gesichte schwebte, als es von uns schied. Es sei ihm gewesen aber, als ob das Kind wieder lebendig wäre und sein Lächeln hold und gläubig Jemand zuwende. Und da sei aus der Dunkelheit eine Gestalt heraufgekommen, mild und lieblich anzuschauen, dieser habe das Kind seine Aermchen entgegengebreitet. Da habe diese Gestalt das Kindlein auf ihre Arme genommen und die Hand auf dessen Haupt gelegt. Das Gesichtchen des Kindes habe sich ganz verklärt, es sei gewesen, als ob Flügel wehten an seinen Schultern, und seine Augen habe es ihr wieder zugewandt gar freudig und hell erglänzend wie Karfunkelsteine. Auf einmal hatte Mädeli erkannt, daß es der Heiland sei, der ihr Kind halte und segne; und wie es das gedacht, hätte er den Finger aufgehoben, als ob er sagen wolle: Weib, wenn du Glauben hättest! und in der Hand hätte es die Nägelmale gesehen, und auf einmal daran gedacht, daß auch er in großer Leidensnoth gewesen und gebetet habe: Vater, ists möglich, so gehe der Kelch von mir vorüber, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe; und daß der Leidenskelch nicht von ihm vorüber gegangen sei, daß er ihn habe austrinken müssen bis zum letzten Tropfen, daß er dann aber auch auferstanden sei am dritten Tage, zum Zeichen: daß ein Vater im Himmel sei, der höre und den Gehorsam segne. So wie es das dachte, sei das Licht größer geworden und glühend wie die Sonne, und die beiden Gestalten seien immer

schöner und himmlischer geworden und hätten es immer holdseliger angesehen. Es sei ihm gewesen, als ob ganze Strahlen der Liebe aus ihren Augen in sein Herz führen, und in einem Glanze, den seine Augen nicht hätten ertragen mögen, seien der Heiland und das Kind verschwunden. Da hätte sich der Krampf in seinem Herzen wohl gelöst, und einen Augenblick hätte es geglaubt, auch es sei im Himmel. Aber bald, als es dunkel geworden, seien die Nebel des Zweifels wieder über seine Seele gezogen, hätten die Erscheinung verdächtigt, und wie wenn böse Geister um sein Bette wären, die es höhnten und auslachten um seines Aberglaubens willen, sei es gewesen. Es sei ein ganz wunderlicher Zustand gewesen. Wie im Traum seien ihm allerlei Gestalten erschienen, und doch hätte es denken können und streiten mit dem Bösen. Die bösen Geister wären fast mächtig geworden über es, und ihr Hohngelächter habe sich wieder glühend in sein Herz gewühlt. Da hätte es aber gerungen gegen diese Anfechtung. Wohl sei die Erscheinung verschwunden gewesen und nicht wiedergekehrt, aber wie an einem Rettungsanker habe es sich an dem Worte festgehalten: Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Und je mächtiger die Zweifel aufwogten, je eindringlicher die bösen Geister lachten und höhnten, desto fester habe es sich an diesem Worte gehalten, desto inbrünstiger sie selbst gebetet und immer zweimal: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Da seien ihm zuletzt diese Worte recht eigentlich ins Herz gewachsen und seien zu einer Ruthe geworden, vor welcher Zweifel und Geister geflohen wären, und aus ihr sei dann Balsam geflossen ins geängstigte Herz und der Glaube neu geworden: Es ist doch ein Gott und ein guter Vater, der hört seiner Kinder Flehen. Aber da sei es gar weich und demüthig geworden und habe nun erkannt, wie sehr es gesündiget an Gott, wie sündlich gebetet. Es habe das Leben des Kindes nicht Gottes Willen anheim gestellt, wie der Heiland sein Leiden,

sondern es von Gott gefordert. Habe nicht gedacht, daß seine Weisheit und Güte am besten wisse, was fromme, was sein müsse, und der kurzsichtige Mensch froh sein solle, daß der liebe Gott nach seiner Weisheit abschlägt und gewährt, und nicht nach des Menschen kurzen Gedanken.

Es habe dann seinem Gott recht innige Gelübde gebracht, nie an ihm mehr zu zweifeln und seiner gütigen Leitung: ihm alles anheim zu stellen und nicht mehr so zu kummern: immer das Gute zu betrachten, was Er gebe, und nicht dem nachzusinnen, was drücke auf des Menschen sinnlichem Gemüthe.

Das Alles habe es dem lieben Gott sagen können, wie es mir es sage, das Herz sei ihm aufgegangen, es wisse nicht wie, es hätte zu den meisten Menschen nicht so reden können und dürfen. Da sei aber auch eine unbeschreibliche Tröstung über es gekommen, es hätte so recht tief im Herzen empfunden, daß der liebe Gott es lieb habe und ihm helfen werde. Es sei auch mehr und mehr überzeugt geworden, daß der Tod seines Kindes nicht eine Strafe gewesen, sondern vielmehr ein Ruf zu Gott. Der liebe Gott habe seine Schwäche erkannt und wie es ihm noch fremd und ferne sei, da hätte er Mitleid mit ihm gehabt und eines seiner tausend Engelein zu ihm gesandt, um es näher zu rufen zu seinem Throne. Und dieses Engelein habe Kindesgestalt angenommen und nur die himmlischen Augen behalten, und mit diesen habe das Engelein die Mutter angezogen, festgehalten und nicht losgelassen, bis sie zusammen in des Vaters Schooß gekommen. Und weil es ein Engelein gewesen, so hätte es wieder sterben müssen leiblich und nicht auf der Welt bleiben können. Daß das Sterben es auch gefreut und daß es wohl gewußt, es habe die Mutter gerettet, das habe man ja an seinem Lächeln gesehen. Und da der liebe Gott so hoch es gewürdigt, durch einen eigenen Engel es zu rufen, so wolle es ihm geheiligt bleiben; und es glaube es, es könns. So ward mein

Weibchen durch den Tod eines Kindes geheiligt, es war ihm zum Engelein geworden, das ihm sein klein Händchen bot über die hohe Schwelle, welche den irdischen Sinn von Gott trennt; aber das Engelein zog mit Engelskraft und die Mutter überschritt die Schwelle und wandelte nun in Gott, d. h. sie reinigte sich ihm zu einem heiligen Tempel und erfüllte jede Pflicht in seinem Namen und liebte Alle mit seiner Liebe und verdammte Niemand, sondern überließ das Gericht dem, der gesagt hat: Ich will vergelten.

So that ein todtes Kind an seiner Mutter. Mütter, so können und wollen euch alle todten Kinder thun, denn es waren alles Engelein, gesandt, euch zu Gott zu führen, euch zu sühnen mit ihm, euch nicht zu entfremden der Welt, sondern euch auch mit ihr zu sühnen. Aber leider verstehen nicht alle die Stimme der Engel.

Aber auch die lebendigen Kinder sind Engel Gottes, gesandt, die Eltern zu heiligen, zu erheben, zu schützen und zu bewahren. Und zum Danke dafür, was thun viele Eltern an den Kindern?

Doch noch viele Engel gehen durch die Welt. Die Feuerflammen sind Engel des Herrn und auch die Wasserströme; Bettler sendet der Herr aus und ruft uns durch sie bald zur Weisheit, bald zur Barmherzigkeit. Steine legt uns der Herr in die Wege und läßt den Thau fallen zu unsern Füßen, Alle sind Engel Gottes. Durch sie geht des Herrn Stimme für und für an unser Herz, und er erscheint uns in jedem Busche, in jeder Quelle, die aus den Felsen springt. Ach, wer doch Augen hätte, ihn allenthalben zu sehen! Ach, wer doch Ohren hätte, ihn allenthalben zu hören!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Leute den lieben Gott kennen.

Als es Morgen ward, kamen Weiber zu uns, die gehört hatten, unser Kind werde sterben. Sie brachten

allerlei mit, dem Kind und der Mutter zur Labung; denn in solchen Fällen reut ein weiß Brötchen oder ein halb Pfund Kaffee eine Bäuerin nicht.

Du hast doch recht, sagte eins der Weiber zu meiner Frau, thust du nicht so wüst und nöthlich. Dem Kind ist es wohl gegangen, es ist manchem ab. Ja, sagte eine Andere mit bedenklichem Gesichte, wenn es nur wegen dem wäre, so hättest Recht, aber es ist noch wegen etwas anderem. Wenn es nur getauft gewesen wäre, so wollte ich nichts sagen, aber so ungetauft kann mich das Kind doch erbarmen, denn kein Mensch weiß jetzt, wie es ihm geht. Ja, du hast recht, sagte die Erste, an das habe ich gar nicht gedacht. Es sind mir auch vier Kinder gestorben, Gottlob! aber Gottlob keins vor der Taufe. Ich glaube, ich hätte mich hintersinnet. Dem lieben Gott mag ich sie von Herzen gönnen, aber dem Teufel doch nicht; lieber wollte ich zwei Dutzend behalten, als ihm eins abgeben. Man sagt zwar, sie kämen nicht in die hinterste Hölle, aber wenn sie auch zuvorderst kämen, wird es den armen Tröpflein heiß genug machen.

Das stieg mir gewaltig zu Gemüthe. Diesen Glauben, der noch allgemein verbreitet ist, daß alle Kinder, welche nicht getauft stürben, verdammt würden, kannte ich gar wohl, ich hatte aber nie darüber nachgedacht. Als es nun aber mein eigen Kind betraf, da ging es mir tief zu Herzen. Ich bebte vor dem Gedanken, daß ein holdselig Wesen in des Teufels Gewalt gekommen sein sollte, aber Widerlegung wußte ich keine. Es war so angenommen, und nach Gründen frägt man bei angenommenen Dingen nicht. Ich lief die Stube auf und nieder und fühlte eine Beklemmung zum Schreien; aber mein Weib im Bette blieb ruhig. Als endlich die Weiber fort waren mit ihren sonderbaren Tröstungen, beugte ich das Haupt auf meines Weibes Bett nieder und begann zu schluchzen wie ein Kind. Mein Weib streichelte mir die Haare und wollte mich trösten, daß ja das Kind in seine Heimath gegangen und nur hergesandt

worden sei, uns in unserem Glauben zu prüfen und zu befestigen. Ich konnte lange nicht antworten. Endlich rangen mir sich die Worte auf: Aber wie kann uns ein Kind Gott zuführen, das ungetauft starb und nun des Teufels ist? Da richtete sich mein Weibchen im Bette auf und sagte mir: Wie kannst doch so etwas denken und glauben! Ich bin kein Schulmeister, fuhr es fort, allein ich habe das ganze Neue Testament durchlesen und kein Sterbenswörtchen darin gefunden, daß ungetaufte Kinder nicht selig würden. Ich habe aber gefunden, daß Jesus sagte: man solle die Kinder nur zu ihm kommen lassen, denn ihnen gehöre das Himmelreich. Nun glaube ich der Bibel, und mit dem, was die Bibel nicht sagt, können die Leute mich nicht erschrecken. Und, Peter, sagte Mädeli, und nahm mich bei der Hand, und wie kannst du glauben, daß unser Kind des Teufels sein sollte? Hast du es recht angesehen und seine lieben, treuen Augen? Hast du gehört, was ich dir erzählt, wie ich diese Nacht gerungen und wie mir der liebe Gott so nahe gekommen, daß ich glaubte, ich sei an ihm an, und daß es mir ist, als ob ich ihn noch jetzt im Herzen hätte? Nein, Peter, glaube doch solche Dinge nicht, ich empfinde in meinem Herzen, daß sie nicht wahr sind, ich habe in mir ein Zeugniß dagegen, das ich für göttlich achte, so gut als die Stimme meines Gewissens. Darum, mein liebes Mannli, weine nicht, tröste dich und freue dich, daß unser Kind bei Gott ist. Denn das ist es. Und laß uns trachten, daß wir nie weiter von Gott kommen, als dieses Kind ist, dann, glaube mir, fehlt uns die Seligkeit nicht.

Mein Weib redete mir da wunderlicher als ein Pfarrer, und seine innige Ueberzeugung überwältigte mich auch, denn wahre Ueberzeugung, so recht von Herzensgrund ausgesprochen, überwältigt immer, und sehr oft auch der Schein davon.

Ich band ein schwarz Halstuch um und wanderte hin zum Pfarrer. Auf dem Wege stiegen mir meine eigenen Gedanken wieder auf, und der alte Glaube fing wieder

an zu streiten gegen meines Weibes übernächtigen Glauben, machte meinen Glauben unsicher, brachte mich dahin, zu glauben, meinem Weibe sei nicht recht im Kopfe, sonst hätte es ja den Heiland nicht gesehen, und die Weiber hätten doch recht. Von neuem kam die Angst in meine Seele und ich brachte sie recht groß zum Pfarrer, der mich um meinen Verlust bedauerte. Ach, sagte ich, ich wollte mich darein ergeben, wenn es nur getauft worden wäre. Warum? fragte der Pfarrer. Ach, wenn es jetzt nicht selig werden sollte! antwortete ich.

Glaubet ihr das auch? fragte er. Aparti nicht, aber die Weiber haben meiner Frau gar große Angst gemacht, antwortete ich; mich schämend für mich, stieß ich mein Weib hinein. Der Pfarrer sagte, er könne doch nicht begreifen, daß die Leute so fest an einem alten Vorurtheil hingen, das durchaus keinen Grund habe. Ich fragte: wie es dann möglich sei, daß so ein Vorurtheil ohne Grund entstehen könne? Ich würde es gerne zum Trost meinem Weibe sagen. Schulmeister, sagte der Pfarrer, die Sache ist die. Die Juden glaubten daran, daß alle Heiden von bösen Geistern besessen seien, daher, wenn sie Heiden zu Proselyten machten, ließen sie dieselben untertauchen im Wasser, gleichsam als wenn die bösen Geister dadurch ersäuft würden. Jesus hatte nicht lange die Taufe als Sinnbild der inneren, immer fortdauernden Reinigung befohlen, als der Glaube, der Mensch sei vor der Taufe vom Teufel besessen, sich einschlich, und weil bei seiner Taufe Jesus vom h. Geiste bewillkommt wurde, so glaubte man, es sei der heilige Geist, der ins Wasser komme, den Teufel eigentlich austreibe, das Inwendige des Menschen ganz rein mache, so daß er in diesem Augenblick ohne Sünde sei. Um dieses Glaubens willen ließen manche Leute sich nicht taufen bis zu ihrem Ende, um dann gleichsam frisch gewaschen ohne alle Sünde in den Himmel zu kommen, und so den Himmel gewiß zu haben, während bei einer frühern Taufe spätere Sünden den Zugang wieder verschließen können. Aber man konnte unerwartet

sterben ohne Taufe und blieb dann dem Teufel unabänderlich und unwiderruflich: am Schlagfluß z. B., wo viele Leute bei jedem Aussprechen des Wortes Schlagfluß hinzusetzen: Gott behüt uns davor! Daher fing man an, früher zu taufen, so früh als möglich, denn der Gefahr des Sterbens war man vom ersten Tage an ausgesetzt. Man taufte also junge Kinder, und das konnte man recht gut, ward ja im A. Testament auch die Beschneidung am achten Tage verrichtet, und sagte Christus kein Wort, wie früh oder spät man taufen solle. Nach langem Streit wurde der neue Gebrauch allgemein, aber der alte Glaube, daß Ungetaufte des Teufels seien, blieb, blieb nicht nur unterm Volk, sondern ward auch Kirchenglauben, obgleich er durchaus keinen Grund in der Bibel hatte.

Es ist sonderbar, wie mancher Aberglauben der Vorzeit so fest den Leuten in den Köpfen sitzt, während so manche alte schöne Wahrheit nie in die Köpfe will. Habt ihr nie bemerkt, Schulmeister, daß, wenn euch eines Tages Kinder unrichtig antworten und ihr verbessert die Antwort, stellt das Rechte dar, und ihr kommt morgen wieder und fragtet: was ihr gestern gehabt? die Kinder euch das Unrichtige repetiren als verhandelte Wahrheit, und von der wirklichen nichts mehr wissen? Wenn man übrigens den Glauben der Menschen untersuchen würde, den Glauben, der auf ihr Leben eigentlich Einfluß hat, würde man da wunderliches Zeug finden, man würde finden, daß an diesem Glauben die Bibel den wenigsten Antheil hat. Dieser eigentliche kursirende Volksglaube wechselt etwas im Laufe der Zeiten, aber langsam, und wenn derselbe einmal mit dem Bibelglauben zusammentrifft, dann ist's gut, aber leider sind wir noch nicht da. Nein, schloß der Pfarrer, geht nur und sagt eurem Weibe, der Heiland, der sagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich, der Heiland, dem alle Gewalt gegeben ist auf Erden und im Himmel, der wird nicht Kinder lassen geboren werden und sterben, um sie dem Teufel in seine Klauen zu befördern. Ein solcher

Glaube ist eigentlich Unsinn und Gotteslästerung, und wenn ich eure Frau sehe, so will ich ihr eins abkapiteln.

Da bat ich, er solle ihr doch recht nicht sagen, daß ich ihm gesagt, sie glaube so etwas, sie würde es ungern haben, ich wolle sie jetzt schon trösten und ihr sagen, woher dieser Glaube käme.

Das sonderbare Uebereinstimmen meiner Frau mit dem Pfarrer nahm mir die Angst, und andächtig brachte ich des andern Morgens früh die kleine Leiche, die wir vorher noch brünstig geküßt hatten, dem Todtengräber auf den Kirchhof. Derselbe hatte das kleine Gräbchen in der Dachrinne gemacht und gar nicht tief. Ich frug ihn: warum er es gerade hier gemacht? Er sah mich kurios an und sagte endlich: ich sei ja ein Schulmeister und werde das wohl wissen. Endlich, nachdem ich meine Unwissenheit augenscheinlich an den Tag gelegt, dadurch aber nicht wenig an meinem Respekt eingebüßt hatte, sagte mir der weise Todtengräber Folgendes: Je näher der Kirche man begraben werde, desto sicherer sei man vor den bösen Erdgeistern, und da ungetaufte Kinder nicht durch die Taufe vor ihnen geschützt würden, so thue man sie an die Kirche, um durch die Kirche selbst beschützt zu werden. Dann thue man sie in die Dachrinne, damit sie noch hier getauft würden. Wenn nämlich der Pfarrer das Taufwasser b'segne, so werde alles Wasser in und an der Kirche zu Taufwasser (d. h. der h. Geist komme in dasselbe), so daß, wenn es einmal stark regne zu selber Zeit, so werde auch Regenwasser auf dem Dach Taufwasser, und wenn es nun hinunterrinne und bis zu dem Kinde dringe, so werde das Kind im Boden so gut und gültig getauft, als das Kind in der Kirche.

Wie doch die Leute erfinderisch sind, dem Teufel die Menschen aus den Klauen zu reißen, wenn sie todt sind, und wie sorglos stürzen sie sich in seine Arme, so lange sie lebendig sind. Wie Angst ist es ihnen um die Seligkeit Anderer und wie schnöde spielen sie um die eigene! Freilich nicht mit Karten, wie jene berühmte Spielerin,

welche, als sie kein Geld mehr hatte, ihre Seligkeit einsetzte statt 6 Kreuzer und dieselbe auch richtig verlor, aber mit Thaten und mit Worten gleichgültig und leichtsinnig. Wie Angst ist es ihnen um ihre ungetauften Kinder und um ihre Seligkeit, und ihre getauften führen sie dem Teufel selbst zu durch Beispiel und Anreizung, durch Sorglosigkeit und Liederlichkeit. Sie blasen in ihnen das Böse eigenmäulig an und lachen dazu; „es thut nichts, es thut nichts," meinen sie, und wenn dann endlich die Flamme der Sünde über ihren Häuptern zusammenschlägt, so schreien sie Mordio: brenne nicht, brenne nicht! Ihre todten Kinder soll der liebe Gott absolut haben, ihre lebendigen gehen ihn nichts an. Ihre todten Kinder sollen zunächst an die Kirche, ihre lebendigen halten sie schnöde und muthwillig davon zurück, fluchen dem Pfarrer, wenn er sie hineinbringen will, und sagen dem Schulmeister wüst, wenn er eine halbe Stunde länger Kinderlehre hat. So sind die Leute voll Widersprüche, und woher kommen die wohl? Die kommen eben daher, daß der Aberglaube sie regiert und nicht der Glaube, daß Hirngespinnste ihre Religion sind und die Wahrheit von ihnen ausgespuckt wird, daß sie Alles glauben, nur nicht das, was von Gott kommt. Und woher kommt dieser verkehrte Sinn? Der kommt daher, weil die Menschen thun wollen, was sie ankömmt, und nicht, was Gott will, weil sie beharren wollen im Ungehorsam und doch die Seligkeit nicht wollen fahren lassen. Sie wollen die Früchte von Jesu Leben und Tod, aber Früchte, die sich der Besserung geziemen, die wollen sie nicht bringen. Darum ersinnen sie so Widersinniges und glauben so Widersinniges. Aber was wird das einst für ein Erwachen sein aus solch selbstgemachtem Lug und Trug?

Ende des dritten Theils.

Druck von A. W. Hayn in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gotthelf, Jeremias,

Leiden und Freuden eines Schulmeisters

Bd.: 3

Berlin 1848

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3638(1/4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091397-8